

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 6

Gottschee, am 19. März.

Jahrgang 1915.

Fastenzeit.

Groß ist die Zeit, in der wir leben,
Erhaben groß die Fastenzeit.
Gott ruft uns jetzt und will uns zeigen,
Daß Heil uns wird durch Kampf im Streit.

Der Heiland hat durch bittres Leiden,
Durch seine übergroße Pein,
Die er erduldet für uns Sünder,
Den Weg gezeichnet, der allein
Zum ew'gen Ziele führt hinieden,
Hin zu des Himmels Seligkeit.
Sein Kreuzestragen hier auf Erden
Will ja verjüßen unser Leid.

Drum soll der Ernst, das sich Versenken
In Gottes Ratichluß, immerdar
Durchdringen uns; dann wird die Fasten
Zum Heil auch in dem Kriegesjahr.

Der rechte Geist.

Es ist eine allgemeine Überzeugung, daß bei allen großartigen kriegstechnischen Er-rungenschaften, die im Weltkriege zur An-wendung kommen, nicht die rohe Gewalt, sondern der Geist den Sieg davontragen wird. Es kommt vor allem auf den Geist der Heerführer, der Offiziere und Solda-ten, aber auch des ganzen Volkes an. Der jetzige Krieg fordert so viele Opfer von den einzelnen, wie von der Gesamtheit, daß nur eine großer, starker, ausdauernder Opfergeist imstande sein wird, diese Opfer zu bringen und durchzuhalten bis zum Siege. Wir können uns freuen, daß ein so herrlicher, bewunderungswürdiger Geist Heer und Volk bei uns beseelt. Aber wir müssen diesen Opfergeist bewahren, stär-

ken und zum Gemeingut des ganzen Vol-kes machen. Und damit dies der Fall sei, muß unser Opfergeist der rechte sein.

Wenn der katholische Priester am Alta-re die heiligen Opfergaben weiht, dann be-tet er um den wahren Opfergeist, indem er spricht: „Im Geiste der Demut und mit reuigem Herzen mögen wir aufgenommen werden von dir, o Herr.“ Der Geist der Demut und der Reue, das ist der rechte Opfergeist, der Großtaten vollführt. Der Geist des Hochmutes und der Selbstüber-hebung, den wir an unseren Feinden wahrnehmen, ist nicht fähig, dauernde, schwere Opfer zu bringen und wird darum unterliegen.

Dieser Geist der Demut und Reue ist aber kein anderer als der Bußgeist, den besonders die Fastenzeit in uns pflegen will, um uns stark zu machen für alle Opfer, die das Leben an uns stellt, seien sie auch noch so schwer. Denn der schwer-ste Kampf ist sich selbst besiegen und die-sen Sieg zu erringen ist das Streben des Bußgeistes. Darum ist das Christentum und vor allem der katholische Glaube eine Heldenreligion, die Helden schafft und zu Heldentaten anfeuert. Und alle, die sich von ihm so recht durchdringen lassen, wer-den zu Helden. Dies finden wir bestätigt in den Berichten katholischer Feldgeistli-cher, namentlich aus Deutschland.

Einer schrieb vor kurzem vom westli-chen Kriegsschauplatz:

„Unsere Soldaten sind die reinsten Hel-den. Wie die Löwen gehen sie vor, auch wenn sie den Tod vor Augen sehen. Und dabei so fromm. Wir können uns nim-mer genug beichtören und predigen.“

Und P. Zimmermann aus der Gesell-schaft Jesu schreibt: „Auch die Sakramen-te dringen ins Feuer vor, nicht etwa bloß um Sterbende zu versehen, sondern schon vorher, um die Kämpfer zu stärken. Hun-derte von Kommunionen werden mögli-cherweise mitten in den Schützengräben ausgeteilt. Tische aus rohen Brettern werden aufgeschlagen, feldgraue Tücher darüber gedeckt und grüner Schmuck um-gelegt; da kniend, empfangen die Män-ner in erdbeschmutzten, blutbefleckten Uni-formen, mit pulvergeschwärzten Gesich-tern und Händen das Sakrament der Liebe.“

Ist das nicht derselbe Heldengeist, der einst in den Katakomben die Christen be-jeelte und die heidnische Welt besiegte?

Ergreifend ist geradezu, was ein Geist-licher vom russischen Kriegsschauplatz schreibt:

„In unserem Heere ist eine eigenartige Hungersnot ausgebrochen. Man ruft nach Brot, aber nicht nach dem irdischen, denn für ist in mustergültiger Weise vorgesorgt, sondern nach dem Brote des ewigen Le-bens. Die kathol. Feldgeistlichen haben nicht genug Hostien, um den Gottes hunger der Soldaten stillen zu können.“

Und von den Schlachtfeldern in Frank-reich fleht ein Feldpater: „Wenn ich doch wenigstens Hostien bekäme! Auf alles an-dere möchte ich gerne verzichten. So aber sitze ich hier, um mich herum die hungr-igen Schäflein, und kann schließlich nicht einmal Messe lesen, geschweige denn die hl. Kommunion austeilten. Gestern hatte ich über 60, heute über 160 hl. Kommu-nionen. Wie mußte ich da teilen! Ge-

stern hörte ich von 3—10 Uhr ununterbrochen hl. Beichten, wobei ich viel Freude erlebte, und heute im Gottesdienste konnte ich mich kaum der Tränen enthalten, als ich sah, mit welcher inniger Andacht und Inbrunst die Soldaten die hl. Kommunion empfangen.“ — Ein weiterer Brief lautet: „Senden Sie mir umgehend recht viele kleine Hostien. Der Andrang zur hl. Kommunion ist ein sehr großer, so daß ich mit den hl. Hostien in Verlegenheit komme. . . Es ist das rührend, so viele kommunizieren zu sehen.“

Ruhe des Gewissens in der Bewahrung seines Gnadenstandes, Stärke in den größten Opferstunden des Lebens, Schutz in höchster Gefahr, Zuversicht in der Vereinigung mit seinem Gott — diese kostbaren Früchte würdigen Sakramentenempfanges suchten und ernteten, deutlich wie selten, die den größten Strapazen, der Todesnot trogenden Helden im Felde.

Ist aber das Beispiel unserer und namentlich der reichsdeutschen katholischen Soldaten nicht auch eine Predigt für uns hinter der Front? Sollen wir nicht wenigstens in der Fasten- und Osterzeit diesen Bußgeist demütigen und reuigen Bekenntnisses unserer Sünden, um derentwillen vielleicht diese schwere Prüfungszeit über uns gekommen ist, gleich unseren Soldaten in uns wecken und durch den Empfang der hl. Kommunion, die wie einst in den Katakomben, auch jetzt in den Schützengräben Wunder der Heldenhaftigkeit wirkt, den Heldegeist, der uns zur geduldigen, ja freudigen Tragung der Kriegsoffer stark und bis zum siegreichen Ende ausharren macht, in uns nähren? Wenn nach Kaiser Wilhelms Worten nur ein gottgläubiges Volk siegen wird, umso mehr ein Volk, das einen so lebendigen Glauben hat und demutsvoll auf Gott vertraut

Das heilige Grabtuch.

Heil'ges Grabtuch, das umhüllte
Einst im Tod den Herrn der Welt!
Zeuge von dem Marterbilde,
Das die Sünde hergestellt!

Sei begrüßt dem Christenherzen,
Breite Trost und Segen aus,
Wann der Geist in Todeschmerzen
Einst verläßt des Leibes Haus!

Möchten wir, von dir umwunden,
Jesus, Herr der Glorie, sein,
Dann verlieren Todeswunden
Für den Christen ihre Pein.

Ein Heldenbischof.

Würdig jener Helden, die draußen im Schützengraben oder auf den Höhen der Karpathen oder im heißen Kampfe des Schlachtfeldes ihre Leben hingeben fürs Vaterland, d. i. für ihre Mitmenschen, zeigte sich ein apostolischer Mann von heldenmütigem Sinne, dessen Beruf zwar ein Friedensberuf war, der aber trotzdem ein Opfer des Krieges, oder besser gesagt, ein Opfer seiner heroischen Liebe geworden ist und darum mit Recht ein „Engel der Liebe“ genannt werden darf, es ist der am 5. März an Flecktyphus verstorbene Bischof von Linz Dr. Rudolf Sittmair.

Als herrliches Beispiel für Klerus und Volk hatte er gleich zu Beginn des Krieges sich für die Pflege der Verwundeten in den Linzer Spitälern gemeldet und man mußte seinem Eifer Schranken auferlegen, da er seine Gesundheit nicht schonete. Kein Wunder, daß er es sich auch nicht nehmen ließ, auch die Flecktyphuskranken in Mauthausen zu besuchen. Gern wäre er dort geblieben, denn zu einem ihm begleitenden Priester sagte er: „Ich beneide Sie um diese Seelsorge.“

Doch bald sollte der Klerus seinen Bischof um seinen Tod beneiden können, denn Bischof Sittmair hatte sich selbst bei seinem Krankenbesuche trotz größter Vorsicht die Ansteckung und den Tod geholt, den Tod des guten Hirten, der sein Leben hingibt für seine Schäflein. Einen schöneren und würdigeren Tod kann es nicht geben für einen Nachfolger der Apostel als den Tod als Märtyrer, sei es des Glaubens, sei es der Liebe.

Bischof Sittmair ward das Martyrium der Liebe vorbehalten, ihm, der so herrlich und gewaltig über die katholische Liebe zu den Katholiken Österreichs am Linzer Katholikentage gesprochen; und der erst vor wenigen Wochen einem armen verunglückten Bauarbeiter unter Lebensgefahr den Trost der hl. Religion gebracht hatte.

Am Feste des großen Helden und Apostels christlicher Nächstenliebe, des hl. Johannes von Gott, Gründers des Ordens der Barmherzigen Brüder, in deren Spitale in Linz Bischof Sittmair wie ein gewöhnlicher Krankenpfleger den Krankendienst versah, öfters Nachtwachen hielt und die niedrigsten Arbeiten verrichtete, so daß seine Kräfte sehr geschwächt waren, wurde dem Heldenbischof von Linz das feierliche Totenamt gehalten, nachdem seine irdische Hülle in größter Stille und Abgeschlossenheit in der Domgruft neben seinen großen Vorgängern beigesetzt worden war.

Die Diözese Linz, die Österreich einen solchen Helden des Glaubens wie Bischof Rudigier gegeben hat, darf stolz sein, auch einen solchen Helden der christlichen Liebe wie Bischof Rudolf Sittmair besessen zu

haben. Möge dieser Heldenbischof nun Österreichs Fürsprecher werden!

Bischof Dr. Rudolf Sittmair war am 24. Juli 1859 in Mattighofen geboren. Er war der jüngere von zwei Söhnen des damaligen Bezirksrichters Anton Sittmair in Mattighofen. Sein Bruder Anton ist Direktor der Universitätsbibliothek in Innsbruck. Der Vater war zuletzt Landesgerichtsrat u. Bezirksgerichtsvorsteher in Urfahr bei Linz, ein von allen, die ihn gekannt, hochverehrter Mann, dessen Andenken heute noch in Linz und Urfahr hochgehalten wird. Beide Söhne studierten in Linz am akademischen Gymnasium und legten die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung ab. Der jüngere Sohn Rudolf widmete sich zuerst den juristischen Studien an der Universität in Wien, unterbrach aber diese im Jahre 1880 und wurde in das Priesterseminar in Linz aufgenommen. Von Bischof Rudigier, der ihn sehr gern hatte, am 29. Juli 1883 geweiht, kam der junge Priester zuerst in die Seelsorge, und zwar auf den Pöstlingberg bei Linz. Unter dem Nachfolger Rudigiers, Dr. Müller, kam der junge Priester nach Wien ans Pazmaneum u. erwarb sich hier den Doktorgrad; dann wurde er Professor der Theologie am Priesterseminar und Domprediger. Seine Kanzelreden waren stets wort- und formvollendet, und er genoß den Ruf eines ausgezeichneten Kanzelredners. Im Jahre 1888 promovierte er zum Doktor der Theologie. 1894 schied er als Domprediger aus seinem Amte. Durch die Ernennung zum Regens des Priesterseminars im Jahre 1903 wurde Dr. Sittmair der höchste Vertrauensbeweis seines Bischofs zuteil. Zwei größere Werke stammen neben zahlreichen Broschüren aus seiner Feder: „Die Lehre von der unbefleckten Empfängnis“ an der Universität Salzburg, 1896, und „Der josefinische Klostersturm im Lande ob der Enns“, Freiburg i. B., Herder, 1907. Die Wirksamkeit Dr. Sittmairs fand seitens seiner Vorgesetzten mehrfach ehrende Anerkennung. 1895 wurde er zum geistlichen Räte, 1900 zum Konsistorialrate ernannt. Seiner Ernennung zum Domherrn des Linzer Kathedral Kapitels kam seine Berufung zum Bischof von Linz zuvor. Im Jubiläumsjahre 1908 wurde Dr. Sittmair vom Kaiser durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Franz-Josef-Ordens ausgezeichnet. Am 17. März 1909 wurde Dr. Sittmair als Nachfolger des am 2. Dezember 1908 verstorbenen Bischofs Dr. Doppelbauer vom Kaiser zum Bischof von Linz ernannt und am 14. April von Sr. Heiligkeit Papst Pius X. bestätigt.

Gedankensplitter.

Zwei Augen hat die Seele;
Eines schauet in die Zeit,
Das andere richtet sich
Hin in die Ewigkeit.

Zeitgeschichtchen.

— Die goldene Dose des Thronfolgers.

Ein junger ungarischer Maler erzählt folgendes Geschichtchen: „Meine Großmutter hatte der Wiener „Gold für Eisen“-Liga, die ihre Aktion früher als die Budapestester Liga begonnen hatte, eine von ihr bis dahin als Reliquie behütete goldene Zigarettendose eingesendet. In einem Begleitbrief hat meine Großmutter die Leitung der Liga, man möge den eisernen Ring ihrem Enkel, also mir, senden. — Darauf bestellte die Leitung mich zur Überreichung des Ringes brieflich ins Bureau des Fonds. Der Zufall wollte es, daß dieser Brief in die Hände des Thronfolgers geriet, der sofort telephonisch verfügte, daß die aus Budapest gesandte goldene Zigarettendose unter keinen Umständen eingeschmolzen werden dürfe, sondern bis auf weiteres aufzubewahren sei. — Tags darauf befahl mich der Erzherzog Karl Franz Josef, dem ich zur Dienstleistung attachiert bin, zu sich und fuhr mit mir im Auto zum Bureau der „Gold für Eisen“-Liga. Dort gab er seine eigene goldene Dose ab und nahm dafür die von meiner Großmutter gespendete zu sich. Diese Dose ist eine Familienreliquie; sie war Eigentum meines verstorbenen Großvaters, eines Märtyrers des achtundvierziger Freiheitskampfes; die Jahreszahl 1848 ist in die Dose eingraviert und mit Brillanten ausgelegt.“

— Aus japanischer Gefangenschaft. Ein Deutscher war bei der Einnahme von Tsingtau in japanische Gefangenschaft geraten. Dieser Soldat schreibt an seine Verwandten in der Heimat folgenden Brief: „... Man muß anerkennen, daß uns die Japaner sehr anständig behandeln. Schon der Empfang war einzigartig. Am Hafen war ein Ehrenbogen errichtet mit der merkwürdigen Aufschrift: „Mitleidsvoll willkommen.“ Frauen und Kinder bildeten Spalier und überreichten uns mit feierlich ernster Miene und einer tiefen Verbeugung blühende Chrysanthemen. Wir wurden dann zunächst in Tempeln untergebracht, die etwas dunkel sind und nur durch Kohlenbecken geheizt werden, was bei dem hiesigen Klima angeht. Die Tempel stehen meist unter hohen Kryptomeriden und haben geräumige Höfe, in denen wir uns frei bewegen dürfen. Für jeden von uns ist ein europäisches Bett angeschafft worden, — die Japaner schlafen nicht in Betten, sondern auf Matten. Die Ernährung war zunächst mangelhaft, auch nicht genügend. Die kleinen Japaner hatten die Rationen für uns kräftige Germanen zu knapp bemessen. Auf unsere Klage wurde aber sogleich ein Koch aus einem französischen Klub engagiert. Seitdem ist die Beköstigung gut. Die hier lebenden Deutschen besuchen uns oft, bringen uns Tabak und Lektüre und unterrichten uns über die Ereignisse. Sonntags tritt eine

japanische Kapelle an, um für uns Musik zu machen. Sie spielt hölzern, tut aber ihr bestes. Das Konzert beginnt mit einem Choral und schließt mit der „Wacht am Rhein!“ ...“

— Im Heuwagen versteckt. Der Husarenwachtmeister Gabriel Sorvath kommandierte beim Aufklärungsritt die Vorpattouille. Bei einem Orte angelangt, machte er die Wahrnehmung, daß dieser voll von feindlichen Pattouillen und kleinen Abteilungen sei, so daß ein Passieren schwer möglich war. Ein eben des Weges herkommender Heuwagen brachte Sorvath auf eine tollkühne Idee. Er verbarg sich in dem Fuhrwerk und ließ sich in den Ort fahren. Mitten in diesem angelangt, begann er auf eine ahnungslose, zirka 20 Reiter starke feindliche Pattouille ein heftiges Feuer abzugeben. Völlig überrascht und im Unklaren, woher die Schüsse kämen, ergriffen die feindlichen Reiter, nachdem drei von ihnen gefallen waren, die Flucht und rissen auch andere Pattouillen mit, so daß der Ort gesäubert war und dem Wachtmeister vier Beutepferde in die Hände fielen. Sorvath erhielt die Silberne Tapferkeitsmedaille erster Klasse.

— Er wollte den Feind sehen. Vor kurzem brachte ein Schnellzug in Bodenbach einen freiwilligen Gast mit. Einem angehängten Wagen mit Autos entstieg ein etwa 12jähriger Junge in leichter Matrosenkleidung u. fragte, wo der Feind, die Russen, seien. Der diensthabende Beamte erfuhr nun, als er den vor Frost zitternden Knaben ausfragte, daß er seinen Eltern in Berlin entwichen sei, sich unter das Auto versteckt habe und den mitfahrenden Offizieren helfen wolle. Nachdem der mutige Junge gelobt und mit warmer Kleidung versehen worden war, mußte er, ohne seinen Kriegsdurst gestillt zu haben, um 9 Uhr früh wieder nach Berlin zurückfahren.

— Eine seltene Naturerscheinung. Am 1. März wurde in der Reichenberger Gegend die seltene Erscheinung eines Wintergewitters wahrgenommen. Gegen halb 5 Uhr nachmittags verdüsterte sich plötzlich das Firmament und ein greller Blitz, dem starker Donner folgte, beleuchtete ganz unvermittelt das heftige Schneetreiben und ließ die ganze Gegend in einem eigenartig fahlen Lichte erscheinen. Dem ersten Blitz folgte ein zweiter und dritter, das Grollen des Donners wurde allmählich schwächer und binnen wenigen Minuten war die interessante Naturerscheinung vorüber.

— Russischmoral. Ein Unteroffizier eines Landwehr-Regimentes schildert — dem „Boigtländischen Anzeiger“ — in einem Kartengruß an einen ehemaligen Schulfreund in Blauen das häusliche Leben in Russisch-Polen kurz und anschaulich also:

Hier lauft sich der Vater,
Hier lauft sich das Kind.
Hier lauft sich der Herr

Und auch das Gesind'.
Ich sitz' als Quartiergast
In ihrer Mitt'
Erst schaue ich zu,
Dann laufe ich mit ...

— Kriegsgreuel. Welche Verwüstungen durch die Kriegseignisse in Russisch-Polen angerichtet wurden, geht aus einem Berichte über die Stadt Locha c z e w hervor. In der Stadt selbst blieb fast kein einziges Haus unbeschädigt. Auf dem Ringplatz liegen alle Häuser in Trümmer. Auch die Kirche ist gänzlich zerstört worden. Alle Bahnstationsgebäude sind eingestürzt oder durch Geschosse in Schutthaufen verwandelt worden. Überall in der Stadt sieht man die Brandruinen verheerender Feuersbrünste. Aber auch die Umgebung von Sochaczew hat furchtbar gelitten, nur am rechten Bzuraufer sind die Ortschaften weniger mitgenommen. Sonst aber sind einzelne Dörfer einfach vom Erdboden verschwunden. In Sochaczew sind kaum hundert Einwohner verblieben, die durch sieben Wochen hindurch sich in Kellern und Erdlöchern verborgen hielten.

— Acht tapfere Husaren. Nach tapferer Gegenwehr wurden 8 Kaiser Wilhelm-Husaren, die in den Karpathen auf Pattouille waren, von Kosaken gefangen genommen. Sie wurden in ein kleines Karpathendorf gebracht. Dort wollte man die Husaren bewegen, über unsere Stellungen Auskunft zu geben. Als die wackeren Ungarn sich weigerten diesem Verlangen nachzukommen, ließen die russischen Offiziere die Gefangenen mit der Knute blutig schlagen, um von ihnen Mitteilungen zu erpressen. Aber auch das nützte nichts; die braven Soldaten schwiegen, trotzdem sie aus zahlreichen Wunden bluteten. Aus Wut sperrte man die Gemarterten in einen kalten Stall und gab ihnen nichts zu essen. Drei Tage waren die Armisten diesem Martyrium ausgelegt und schließlich verkündete man ihnen, daß sie am nächsten Morgen gehenkt würden. Um diesem Schicksal zu entgehen, beschloßen die Husaren, einen Fluchtversuch zu machen. Mit den Sporen schlugen sie so lange an die Lehmwand des Stalles, bis sich ein Loch öffnete. Dieses rissen sie mit den Händen so weit auf, bis sie durchschlüpfen konnten. So entkamen sie aus der Gefangenschaft. Sie marschierten nur des Nachts und ernährten sich im Wald von trockenem Laub und Wurzeln. Zerfetzt, am ganzen Körper voll Wunden, trafen sie schließlich auf unsere Infanteristen, die sie ins Lager brachten, von wo sie ins Spital transportiert wurden.

— Rückkehr der gefangenen Feldkuraten. Wie wir erfahren, besteht Aussicht, daß die diplomatische Aktion bezüglich der Rückkehr der gefangenen Priester zum Ziele führen wird. Ein ungarischer Reservekurat ist bereits vor einigen Tagen aus der russischen Gefangenschaft heimgekehrt.

Glencoe, das Tal des Weins.

Von Melatti von Java.

Aus dem Holländischen übersezt von
Leo van Heemstede.

(Schluß.)

Ein gräßliches Schauspiel bot das sonst so stille Tal dar; überall knallten die Gewehrschüsse, überall klangen die gellenden Angstrufe der Frauen und Kinder, die Verwünschungen der Männer, die Befehle der Mörder; beim Scheine der Feuerwaffen sah man die Unglücklichen nach allen Seiten fliehen, halb bekleidet, während bald hier, bald dort ein Opfer blutend niedersank.

Von Haus zu Haus gingen die Soldaten, fielen über ihre Wirte her und schossen sie nieder; diese vermochten sich nicht zu wehren, der Überfall war zu plötzlich. Dabei wirbelte der Schnee fortwährend nieder und überzog die blutigen Leichen mit seinen weißen Flocken.

Der Schnee hatte Hamilton abgehalten, rechtzeitig alle Zugänge des Tales zu besetzen, und so gelang es vielen, zu entkommen; auch Sandy und John waren dabei, jetzt die Häupter des so jämmerlich gelichteten Clans. Die Mörder oder lieber die Henker schossen links und rechts, so lange sich noch etwas blitzen ließ, und als der graue Wintermorgen das unglückliche Tal erhellte, war der Boden mit Leichen besät, aber noch war das Werk nicht zu Ende. Nun kam die Reihe an die gastfreien Häuser, die geplündert und verbrannt wurden, die Ställe wurden geleert, Pferde und Rinder fortgetrieben.

Noch war Glenlhon nicht zufrieden, nur achtunddreißig Männer, Frauen u. Kinder waren ermordet, die übrigen waren in die Berge geflüchtet. Hamilton kam zu spät, um ihnen den Paß abzuschneiden; selbst die beiden jungen Fische, wie man Mac Jans Söhne nannte, lebten noch. Statt der Dolche hatten die Soldaten sich der Gewehre bedient und dadurch Alarm gemacht; als Hamilton am hellen Tage anlangte, fand er die Arbeit nur halb getan. Da lagen die Leichen der Männer, die gestern noch so fröhlich und ohne Argwohn ihre Henker bewirtet hatten, neben ihnen die Frauen und Mädchen und die unschuldigen Kinder.

Ein vereinsamter Greis saß wie versteinert vor Schreck und Kälte vor seiner zerstörten Hütte; er war zu schwach, um zu fliehen, und Glenlhon hatte ihn verschont, weil er die siebzig überschritten zu haben schien. Hamilton aber, der über solche zarte Bedenken hinaus war, schoß ihn kaltblütig nieder.

Als alle Häuser verbrannt waren, zogen die Truppen davon, reich mit Beute beladen, die zweihundert Pferde und die ungezählten Rinder, Schafe und Ziegen vor sich her treibend.

Was war aber der kurze Todesstreit der gefallenen Schlachtopfer im Vergleich mit dem Elend der armen Flüchtlinge? Wer wird ihre Leiden erzählen, als sie da mitten in der kalten Winter nacht ohne Kleider und Decken in die unzugänglichen Berge flohen? Wer kann sagen, wie viele Greise, Frauen und Kinder, von Schnee überfallen, vor Hunger und Kälte umkamen? Alle Pfade waren vom Schnee bedeckt, die Bergströme hoch angeschwollen, und stundenweit entfernt lagen die ersten Hütten besreundeter Stämme. Aus ihren Schlupfwinkeln sahen sie die Flammen aufsteigen, die ihre Häuser verzehrten, sie hörten das ängstliche Brüllen der Rinder, das Gewieher ihrer Lieblingspferde, die es auch zu fühlen schienen, daß sie ihren guten Herrn durch den schändlichen Treubruch, durch den niederträchtigsten Mord entrisen wurden.

Unter den Flüchtlingen befand sich auch einer der Mochintriaters, der durch eine List entkommen war. Als der Sergeant Barbour seine Wirte, die um das Feuer saßen, der Reihe nach unversehens niederschloß, bat einer von ihnen um die Gunst, wenigstens unter freiem Himmel sterben zu dürfen.

„Gut,“ sagte der Sergeant, „ich will deinem Verlangen entsprechen, weil ich dein Fleisch gegessen habe.“

Schnell wie der Blitz aber warf der Hochländer, als er ins Freie trat, seinen Plaid über die Köpfe der Soldaten, die auf ihn anlegten, und verschwand im Dunkel der Nacht.

Nachdem die Flammen erloschen und die Truppen fortgezogen waren, frohen die Unglücklichen, die verschont geblieben, aus ihren Höhlen hervor und irrten unter den rauchenden Trümmern ihrer Häuser, worin noch die halbverkohnten Leichen ihrer Angehörigen lagen, jammernd umher. Jetzt erst konnte man den wirklichen Umfang des schrecklichen Unglücks ermessen. Mac John, der junge Chief, fand seine Mutter noch am Leben, doch erlag sie am folgenden Tage dem Schrecken und den erlittenen Mißhandlungen.

Und wie viele kehrten nimmer in das Tal zurück! Größer als die Zahl der Ermordeten war die der Flüchtlinge, deren Leichen man später, als der Schnee vergangen war, auffand. Unter Tränen und Klagen wurden die Toten dem Schoß der Erde anvertraut, als plötzlich

bei dem allgemeinen Jammer ein Greis, der sich auf den Arm seiner Tochter stützte, herankam. Ihre Kleider waren zerrissen, ihre Haare verwirrt, ihre Züge entstellt.

„Algie, mein Kind!“ rief der alte Mann in herzerreißendem Ton.

Schweigend zeigte man ihm eine halbverkohnte Kinderleiche; mit einem Schrei des Entsetzens warf sich das junge Mädchen auf den verstümmelten Körper und stöhnte dumpf. Der Vater stand wie geistesabwesend an ihrer Seite.

„Steh auf, Helen Macdonald,“ sprach John in verweisendem Tone, „das haben deine Engländer getan, das ist die Erfüllung ihrer schönen Verheißungen. Meine armen Eltern haben es erfahren und auch dein Vater und dein Bruder!“

Das Mädchen richtete sich auf und strich die wirren Locken aus den Augen, in ein wahnwitziges Lachen ausbrechend.

„Bis morgen, bis morgen!“ rief sie halb jauchzend und mit den Händen winkend, „bis morgen!“

Man führte sie fort, aber nirgends war ein Unterkommen, nirgends Erquickung oder Trost zu finden.

Die Männer setzten schluchzend ihre traurige Arbeit fort, aber als sie damit fertig waren, erklangen plötzlich über ihren Häuptern die klagenden Töne der hochländischen Harfe, und als sie aufblickten, sahen sie oben auf einem Felsen den Barden Athol mit seinem langen wallenden Haupthaar stehen, die Augen zum Himmel erhebend und mit seinem halbverbrannten Instrument den Trauer gesang begleitend:

„Wehe, wehe, dreimal wehe, wackere Männer von Glencoe! Das Tal hallt wider von unsren Klagen, der Nebel trägt sie fort, der Geier singt mit uns das Klage lied. Wehe, wehe! Da fiel der Macdonald Clan durch niedrigen Verrat, durch finstere Gewalt!“

Sie kamen zu uns mit offener Hand, sie teilten unser Mahl, sie tranken uns den Heilstrunk zu.

Wehe, wehe, wackere Männer von Glencoe!

Sie gewöhnten unsren treuen Wächtern das Wachen ab, sie lauschten unsrem frohen Sang, sie schmeichelten unsren Töchtern und liebkosten unsre Kinder; gastfrei war immer unsre Bewirtung!

Wehe, wehe, ihr Männer und Frauen von Glencoe!

Wo ist euer Stamm, so stolz und treu, wo ist euer Haupt, so greis und tapfer? Wo sind eure Häuser, so weit geöffnet? Wo sind eure Herden, eure Kinder und Rosse?

Wehe, wehe, armes Tal von Glencoe!
Die Hand, die einst sein Brot dankbar brach, schoß unbarmherzig den Gastherrs niede; der Herd, der sie wärmte, entfachte den Brand, der unsre Hütten verschlang!

Wehe, wehe, ihr Männer von Glencoe!
Sie klopfen an unsre Türen, wir schließen so ruhig und friedlich, wir vertrauten dem König und seinen Gesandten. Freunde waren sie uns und Gäste.
Wehe, wehe auch, ihr schlafenden Helden von Glencoe!

Da tönten die Rufe hilfloser Frauen, die Kinder jammerten, kein Leben wurde geschont, die Schüsse knallten im stillen Tal.

Wehe, wehe, ihr Söhne und Töchter von Glencoe!

Der Sturmwind braust, es wirbelt der Schnee, das Blut der Macdonalds färbt den Boden, und der Wind trägt ihren Rotschrei fort.

Wehe, wehe euch, ihr Fenster von Glencoe!

Die Häuser brennen, die Frauen fliehen; nicht Jugend, nicht Alter wird geschont. Aber höre mich, Sturm! Hör mich, Vögel! Ruft mit mir:

Wehe, wehe den Mördern von Glencoe!

Sie sind gefallen durch List und Zug, durch niederen Verrat, durch schändliche Gewalt. Unser Klagen weckt sie nicht auf. Du Sturm, du Schnee, ihr hattet noch Erbarmen, ihr riefet mit uns:

Wehe, wehe den Hütten von Glencoe!

Meine Kraft ist gebrochen, meine Hoffnung ist hin, ich kann nur noch weinen um den gemordeten Stamm. Leihet mir eure Stimmen, ihr Felsen, leihe mir dein Heulen, du Sturm, und verkündet es der Welt:

Wehe, wehe den Verrätern von Glencoe!

Geht zu unfrem Fürsten in die Verbannung, sagt ihm, wie der Fremde seine Kinder mordet, meldet ihm, wie schändlich Schottlands altes Gastrecht verhöhnt ward.

Wehe, wehe euch, ihr Gäste von Glencoe!

Verkündet es, wie unsre Helden fielen, im Schlaf ermordet, schreit mit uns um Rache, und ihr Felsen wiederholet es, so lange ihr Felsen bleibt:

Wehe, wehe den Toten von Glencoe!

Erzählt es stets, wie hier die Fenster an unfrem Herd und an unfrem Tische saßen, wie sie in ihrer Brust den Blutbefehl verbargen, der lauten sollte:

Wehe, wehe den Betrogenen von Glencoe!

Fluch, ewigen Fluch werdet ihr wie-

derholen, ihr Berge und Hügel, ihr Felsen und Ströme, daß alle es vernehmen an den vier Enden der Winde, ruft es bis zum Ende der Tage:

Wehe den Verderbern von Glencoe!

Wehe dem König, der seinen Vater vertrieb!

Wehe der Königin, die auf des Vaters Sessel thront!

Wehe den Schotten, die uns verrieten, die uns ermordeten!

Rache allen, die das Gastrecht verletzten!

Rache bei Gott, Rache bei den Menschen!

Rache und Fluch ihnen allen von Glencoe!"

"Rache und Fluch!" wiederholten alle.

Der greise Barde erhob die Hände, mit dem er seine Harfe mit den zerrissenen Saiten noch hielt; dann sank er hin, seine Kraft war gebrochen, sein Atem vergangen, seine Stimme auf ewig verstummt.

Es dauerte lange, ehe der Racheschrei der Macdonalds von Glencoe außerhalb der Felsen und Bergpässe gehört wurde, aber er wurde vernommen, er drang bis in den Palast des Königs und zu dem Verbannungsort der vertriebenen Fürsten.

William mußte ihn hören, und die Stimmen, die um Rache schrien wegen des verletzten Gastrechtes und für die ermordeten wehrlosen Männer, Frauen und Kinder, klangen immer lauter und drohender.

Monate und Jahre vergingen, aber endlich hatte das Recht seinen Lauf, es ward untersucht und gestraft, aber wo waren die Schuldigen? Alle wiesen auf John Dalrymple, den Master of Stair, da derjenige, der den Befehl unterzeichnet hatte, unverkennlich war; weder Glenhoun, noch Lindsay, noch Barbour konnte man bestrafen, da sie einfach den höheren Befehlen gehorcht hatten. Was tat William? Er überlieferte seinen Staatssekretär nicht dem Gericht, er entließ ihn einfach, und diese schlecht angebrachte Nachsicht machte es selbst seinen wärmsten Verehrern schwer, ihn von großer Mitschuld am Blutbad von Glencoe freizusprechen.

Über die Rache blieb nicht aus. Der mächtige Brealdalbane fand keine Ruhe mehr, er begab sich zu den Söhnen Mac Sans, um ihnen demütig zu versichern, daß er unschuldig sei an dem vergossenen Blut. Glenhoun nahm eine Maske von Stolz und Gleichgültigkeit an; er rühmte sich seiner der Krone erwiesenen wichtigen Dienste, die ihn aber näher kannten, wußten, daß er diese Ruhe nur

heuchelte. Sein Angesicht war finster, seine Nächte waren ruhelos, er hatte den Schlaf ermordet, wo er ging oder stand, wachend oder schlafend, stets stand Glencoes Nacht voll Blut und Mord vor seinem Geist.

Auch die andern, die den verräterischen Zug mitgemacht hatten, wurden von den Qualen ihres Gewissens und von der allgemeinen Verachtung betroffen. Sie waren wie mit einem Rainszeichen behaftet und ernteten überall Fluch und Abscheu, selbst von den Verworfensten. Das schottische Parlament brandmarkte sie als Mörder, obgleich ihr größter Fehler im blinden Gehorsam bestanden hatte.

Einer der Mörder verließ eines Tages, tief in Gedanken versunken, eines der edinburgschen Wirtshäuser; er konnte den Gedanken an die fürchterliche Nacht des dreizehnten Februar, die den fröhlichen Tagen in den gastfreien Hütten ein so jähes Ende gemacht, nicht los werden, als eine Frau in einem verschliffenen und zerrissenen hochländischen Gewand ihn um ein Almosen anging; er erschrak, als er die Farben der Macdonalds erkannte, aber ohne sich zu bedenken, drückte er ihr ein Silberstück in die Hand.

Aber aus den halberloschenen Augen des Weibes fuhr ein Strahl der Raserei, sie warf das Silber fort und rief mit schneidender Stimme: „Ha, Artur Copper, du gibst mir Geld, gib mir erst dein Blut! Erinnerst du dich noch, was ich einst zu dir sprach: „Bis morgen!“

„Helen!“ rief der Engländer. Mehr aber konnte er nicht hervorbringen, er sank nieder; das Weib hatte ihm einen Dolch in die Brust gestoßen und tanzte jubelnd um die blutige Leiche, immer wiederholend: „Bis morgen, bis morgen!“

Ein Volkshaufe umgab sie; man sah bald, daß sie wahnsinnig war, denn immer wieder schrie sie laut: „Bis morgen, bis morgen im Tal von Glencoe!“

* * *

Nun sind beinahe drei Jahrhunderte seit der schrecklichen Nacht von Glencoe vergangen; noch immer liegt das Tal wüst und öde da, man sieht nur noch die Fundamente der verbrannten Häuser der Macdonalds. Einige Mal am Tage in den Sommermonaten wird das Gerassel der Räder und das Schmettern des Posthorns in dem stillen Tal vernommen, und ebensooft wird dann die traurige Geschichte von der Gastfreiheit der Glencoe Männer und dem Verrat ihrer Gäste erzählt. Dann hört man, wes-

halb und mit wieviel Recht Glencoe das Tal des Weinens genannt wird, und wenn ein Hochländer des Weges kommt, dann senkt er den Kopf und verschweigt am liebsten seine Nationalität, wenn der Name Senker genannt wird.

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 16. bis 31. März.)

16. Dienstag. Geribert, Bisch. († 1022). — 17. Mittwoch. Gertrud v. Nivelles, Abtissin († 659); Patrick, Bisch. († 493); Joseph v. Arimathea († 1. Jahrh.). — 18. Donnerstag. Eduard, König und Mär. († 1066); Chrill v. Jerusalem, Kirchenlehrer († 386). — 19. Freitag. Joseph, Nährvater Jesu Christi († um 30). (Feiertag in Kärnten, Salzburg, Steiermark und Nordtirol.) — 20. Samstag. Wolfram, Bisch. († 695); Guthbert, Bisch. († 687).

21. Fünfter Fasten-Sonntag. (Passions-Sonntag.) Evangel. (Joh. 8, 46—59): Jesus fragt, wer ihn einer Sünde beschuldigen könne und spricht: Wer mein Wort bewahrt, wird den Tod nicht kosten in Ewigkeit. Und die Juden wollen Jesum steinigen, er aber verbirgt sich. — Benedikt, Ordensst. († 543). — Frühlingsanfang um 5 Uhr 52 Minuten nachm. — Sonnenaufgang um 6 Uhr 4 Min., — Untergang um 6 Uhr 11 Min.; Tageslänge 12 Stund. 7 Min.

22. Montag. Katharina v. Genua, Witwe († 1510); Nikolaus von der Flüe, Landwirt († 1487). — 23. Dienstag. Katharina von Schweden († 1381); Turibus, Erzbischof († 1606). — Erstes Viertel um 11 Uhr 46 Min. abends. — 24. Mittwoch. Gabriel, Erzengel; Simon, Anabe und Mär. († 1475).

25. Donnerstag. Mariä Verkündigung. Evangel. (Luk. 1, 26—38): Der Engel Gabriel begrüßt Maria die Gnadenvolle und verkündet ihr die Auszeichnung zur Würde der jungfräulichen Gottesmutter.

26. Freitag. Emanuel, Castulus, Mär.; Felix, Beken. († 400); Ludger, Bisch. († 809). — 27. Samstag. Rupert, Bisch. († 623).

28. Palmsonntag. Evang. (Matth. 21, 1—9): Jesus hält auf einer Eselin sitzend seinen Einzug in Jerusalem unter dem Jubel des Volkes und der Kinder, welche Hosanna dem Sohne Davids singen. — Augusta, Jungfr. und Mär. († 478); Guntram, König († 593); Sixtus III., Papst († 440).

29. Montag. Sekundus, Mär. († 120); Eustasius, Abt († 625). — 30. Dienstag. Quirinus, Mär. — 31. Mittwoch. Balbina, Jungfr. und Mär. († 130); Guido, Mesner († 1046); Agazius, Bisch. († 260). — Sonnenaufgang um 5 Uhr 42 Min., — Untergang um 6 Uhr 27 Min.; Tageslänge 12 Stunden 45 Minuten. — Vollmond um 6 Uhr 35 Min. morgens.

29. März.

Der hl. Armogast, Märtyrer.

Am Ende des fünften Jahrhunderts ließ die Vorsehung in ihrem undurchdringlichen Rathschlusse es zu, daß besonders im nördlichen Afrika die herrlichen Kirchen der Heiligen Cyprian und Augustin und unzählige andere von den Vandalen unter ihrem Könige Geiserich und seinem Nachfolger Hunnerich, welche beide der

Aekerei des Arianismus huldigten, erst ein Übermaß von Leiden zu erdulden hatten, und später ganz vom Christentum abfielen und eine Beute des Islams wurden. Zu den Helden, welche um diese Zeit für den wahren Glauben Gut und Blut hinzupferen bereit waren, gehörte auch der hl. Armogast, der Sprößling eines alten, ehrwürdigen Grafengeschlechtes. Als er, in die Gefangenschaft des Tyrannen geraten, auf dessen Befehl den katholischen Glauben nicht verleugnen wollte, ließ er ihm die Schenkel mit Stricken einschnüren; allein der Heilige blickte in seinem Schmerze zum Himmel und die Bande zerrissen. Nun ließ der Wüterich ihn an einen Fuß aufhängen, schließlich ward er verurteilt, das Vieh zu hüten, ein Urteil, dem sich der edle Graf mit Freuden unterwarf, wohl wissend, daß es ihm leichter sein werde, in der Einsamkeit sich mit Gott zu unterhalten, als im Geräusch des Weltlebens. Gott offenbarte ihm die Stunde des Todes. Als man unter einem Baume sein Grab grub, stieß man auf einen marmornen Sarkophag, in den nun sein Leichnam gebettet wurde.

Der Frühling naht.

Bald fängt es an zu sprossen
In Feld, im Wald und Hain
Und dieses neue Werden
Wird Frühlings Anfang sein.

Und tief im Herzen drinnen
Seht neues Hoffen an,
Daß man nach Krieger's Grauen
Frieden erwarten kann.

Und wie uns jede Stunde
Dem Frühling näher bringt,
So muß der Tag auch kommen,
Der uns mit Frieden winkt.

Rechtstunde.

Vom Ehevertrag.

Der jetzige, plötzlich hereingebrochene Krieg zeigt, wie aut jene gehandelt haben, welche rechtzeitig ihre häuslichen und wirtschaftlichen Rechtsverhältnisse geordnet hatten. Dies gilt namentlich vom Testament und Ehevertrag. Wo dies nicht der Fall ist, steht oft die Frau, wenn der Mann nicht mehr aus dem Kriege heimkehrt, in sehr mißlicher Lage da und ist auf die Gnade anderer Verwandten angewiesen oder es kommt zu einem vielleicht langwierigen, von den häßlichsten Zerwürfissen bealeiteten Rechtsstreit, von dem nur die Advokaten Nutzen ziehen.

Besonders auf dem Lande ist es wichtig, daß zwischen Eheleuten ein Ehevertrag geschlossen werde, der genau die Vermögens- und Erbverhältnisse der beiden Ehegatten regelt. Ein solcher Vertrag beinhaltet eine Gütergemeinschaft unter Lebenden, durch welche das Bargeld, die Wirtschaftsgebäude, die

Gründe, die Wirtschaftsgeräte, der Viehstand und der Hausrat, den ein Teil der Brautleute oder beide Teile in die Ehe einbringen oder auch künftig erst durch Schenkung, Erbgang oder Ankauf erwerben, beiden gemeinschaftlich, das ist jedem zur Hälfte gehört. Es ist daher auch im Grundbuche jeder Teil zur Hälfte angeschrieben. Es hat daher jeder Teil auch die Hälfte der Lasten, die im Grundbuche einverleibt sind, zu tragen.

Anschließend an diese Gütergemeinschaft wird zugleich ein Erbvertrag geschlossen, dahingehend, daß der überlebende Ehegatte den Verstorbenen rücksichtlich seines Vermögens, das ist also rücksichtlich der Hälfte des gemeinsamen Vermögens nach Abzug der gemeinsamen Schulden, beerbt. Ein bestimmter Betrag ist an die Kinder oder mangels solcher, an die Eltern oder, falls diese nicht mehr am Leben sind, an die nächsten Verwandten des Verstorbenen auszubezahlen. Diese Beträge werden zumeist als Forderung grundbücherlich sichergestellt.

Da nun aber nach dem Gesetze jeder Mann durch einen Erbvertrag nur über drei Viertel seines Vermögens verfügen kann, so errichten die Brautleute auch ein wechselseitiges Testament rücksichtlich dieses letzten Viertels ihres Nachlasses, so daß der überlebende Ehegatte auch dieses Viertel bekommen kann.

Alle diese Bestimmungen, wie Gütergemeinschaft, Erbvertrag und wechselseitiges Testament werden in einen einzigen Vertrag zusammengefaßt, der nach dem Gesetze seiner Wichtigkeit wegen unbedingt von einem Notar gemacht werden muß.

Von einer solchen Gütergemeinschaft und einem solchen Erbvertrag kann einseitig nicht abgegangen werden, das heißt, soll ein derartiger Vertrag wieder aufgehoben werden, so kann das nur durch einen neuen Vertrag, den beide Ehegatten zu unterschreiben haben, geschehen. Es empfiehlt sich auch diesfalls zum Notar zu gehen. Ein Ehegatte für sich allein kann also den Ehevertrag niemals aufheben und es hat somit der überlebende Ehegatte, der der Aufhebung nicht zustimmt, unbedingt auf drei Viertel des Nachlasses des Verstorbenen Anspruch. Wohl aber kann ein Ehegatte für sich allein das wechselseitige Testament durch Errichtung eines anderen gültigen Testaments aufheben und rücksichtlich eines Viertels seines Nachlasses jemand anderen als den überlebenden Ehegatten zum Erben einsetzen.

Für manche ängstliche Gemüter sei noch ausdrücklich betont, daß durch den Krieg diesbezüglich keinerlei neue Gesetze entstanden sind, welche die bisherige alte Erbfolge auf Grund der Eheverträge aufheben oder abändern würden. Es bleibt somit alles beim alten und die

einen Ehevertrag abgeschlossen haben, können auch für die Zukunft ganz ruhig und unbesorgt sein.

Zeitgeschichtchen.

— **Von edler Gesinnung** einer katholischen Frau, deren Mann auf dem südlichen Kriegsschauplatz den Heldentod gefunden, gibt folgender Brief Zeugnis: „Als ich vor fünf Jahren das Glück hatte mit meinem braven Mann den Bund fürs Leben zu schließen, teilte ich es dem „Liebeswerk“ mit. Nun will ich auch jetzt in den schweren Stunden meines Lebens, da der große Krieg unser Lebensglück zerstörte, meinen Nummer dem „Liebeswerk“ mitteilen. Mein teurer Gatte starb am 6. Dezember den Heldentod fürs Vaterland. Ich stehe mit drei Waislein allein auf der Welt. Anfänglich dachte ich, es geht nicht mehr zum Leben. Aber mein fester Glaube und meine sichere Hoffnung auf ein Wiedersehen in einer besseren Heimat, gaben mir Mut und Kraft, diesen schwersten Schlag zu ertragen und zu leben für meine Kinder. Ich bitte, vergesst meiner nicht im Gebete und schließt auch meinen teuren Gatten ein, daß er bald die ewige Himmlsfreude erlange.“

— **Die Schreckenstat eines Irrsinnigen.** Aus der italienischen Ortschaft Avezzano wird gemeldet: In Cocullo hat sich eine furchtbare Bluttat ereignet. Der staatliche Ingenieur Bisano war im Hause eines gewissen Marchioni erschienen, um diesem die Mitteilung zu machen, daß er eine in der Nähe des Hauses befindliche Mauer, die durch das Erdbeben geborsten war, niederreißen müsse. Hierüber geriet Marchioni in derartige Aufregung, daß er einen Revolver zog und den Ingenieur niederschoss. Dann feuerte er gegen einen Polizisten einen Schuß ab und verletzte ihn leicht. Marchioni flüchtete, wurde aber von zwei Gendarmen verfolgt. Als der Flüchtige dieselben erblickte, gab er auf diese Revolverschüsse ab und verletzte beide Gendarmen schwer. Nun eilte der Mörder in das Haus, wo der getötete Ingenieur Bisano wohnte, und gab hier auf einen anderen Ingenieur und eine Frau mehrere Revolverschüsse ab und verletzte auch diese Personen schwer. Die Gendarmen und die Frau sind alsbald ihren Verletzungen erlegen. Hierauf flüchtete Marchioni und konnte bisher nicht aufgefunden werden. Eine große Anzahl von Gendarmen wurde aufgeboten, um des zweifellos Irrsinnigen habhaft zu werden und weitere Schreckenstaten desselben zu verhindern.

— **Der Feldpater.** Auf dem russischen Kriegsschauplatz ist ein Tiroler Geistlicher tätig, der als ein zweiter Vater Hauspater sich zeigt. Es ist der Pater Perathoner aus dem Meraner Kapuzinerkloster, von dessen seelsorglichen Tätigkeit auf dem russisch-polnischen Kriegsschauplatz

in ehrenden Worten erzählt wird. Die Schlacht ist zu Ende, die Erschöpfung groß, und der Feldpater ruft zu der Andacht, er singt den Lobgesang, die Krieger knien und ein Vater unser beschließt den Gottesdienst im Freien. Der Feldpater hält, so oft er kann, die Messe, befeuert durch Ansprachen seine Landsleute, er zieht mit dem Kreuz in der Hand und den Rosenkranz betend, den Kämpfern voran; er ist auf dem Schlachtfelde zu finden, gibt Sterbenden die letzte Wegzehrung, labt und tröstet die Verwundeten, gibt ihnen den Segen.

— **Ein Bundesdenkmal aus Schnee.** In Niederhannichen bei Reichenberg wurde ein gut gelungenes Schneemonument errichtet, welches sich längere Zeit erhalten hat. Auf einem mächtigen Schneesockel stehen die wohl gelungenen Büsten der beiden Bundesfürsten Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Josef I. Den Sockel ziert in großen Buchstaben der in dieser schweren Zeit besonders gut gewählte Wahlspruch „Viri-bus unitis“. In Berücksichtigung des spröden, kalten Materials und der verhältnismäßig kurzen Zeit, welche auf dieses Gelegenheitskunstwerk verwendet wurde, muß man dem Verfertiger desselben, dem Landsturmman Mann Kunze-Concewiz vom 66. Bataillon, 3. Kompanie, alle Anerkennung zollen. Derselbe ist in seinem Zivilverhältnis Zeichner und Leiter einer größeren Kunstgewerblichen Fabrik in Stuttgart und stammt aus Warnsdorf.

— **Ein schweres Brandunglück** hat sich in Lichtenberg bei Berlin ereignet. Die Arbeiterfrau Erdmann entfernte sich am späten Abend eines Montags aus ihrer Wohnung, um ihren Mann von der Arbeitsstelle abzuholen, und ließ ihre drei Kinder im Alter von fünf, drei Jahren und einem Jahre, schlafend allein zurück. Um zu verhüten, daß die Kinder bei einem etwaigen Erwachen ängstlich würden, hatte die Frau ein brennendes Licht auf einen in der Nähe der Betten stehenden Tisch gestellt. Während der Abwesenheit der Mutter erwachte das älteste Mädchen stand auf und suchte mit dem Lichte in der Hand nach den Eltern. Dabei muß die Kleine mit der Flamme den Gardinen zu nahe gekommen sein, die Feuer fingen. Die Flammen ergriffen dann auch ein in der Nähe stehendes Bett, in dem das kleinste Kind lag. Glücklicherweise wurde der Feuerschein von Hausbewohnern gegen 1 Uhr nachts bemerkt, die sofort in die Wohnung eindringen und zunächst die drei Kinder, die sämtlich besinnungslos waren, aus dem vollständig mit Qualm angefüllten Zimmer trugen. Die Wiederbelebungsversuche hatten schließlich bei den beiden ältesten Mädchen Erfolg; das jüngste Kind war nicht mehr zu retten, es war der Einwirkung des Rauches und der erlittenen Brandwunden erlegen.

— **Die Kinder der Gefangenen** finden erfreulicherweise werktätiges Mitleid. Be-

sonders erfolgreich hat sich sofort nach Beginn des Krieges um diese ärmsten Wesen das Liebeswerk für Österreich-Ungarn angenommen, das den Ertrag des Liebeswerk-Kalenders für 1915 (20 Heller) und der illustrierten Monatschrift „Seraphischer Kinderfreund“ mit der Beilage „Marienkind“ diesem zeitgemäßen Zwecke gewidmet hat. Die Monatschrift wird schon gegen ein Jahresalmosen von 2 K 40 h unentgeltlich ins Haus gestellt. Niemand wird es bereuen, für dieses Blatt und den prächtigen Taschenkalendar den kleinen Betrag (auch in Marken) einzusenden an das Liebeswerk für Österreich-Ungarn, Linz a. D., Rudigierstraße 8.

Buntes Merlei.

Der Henker von Spanien.

Vor zirka 50 Jahren herrschte in Spanien der Gebrauch, daß, wenn der Scharfrichter sein Amt vollzogen hatte, er sofort von Gendarmen umgeben wurde, welche ihm Handschellen anlegten und ihn in eine Gefängniszelle führten. Einige Stunden nachher fand sich ein Gerichtsschreiber, der vom Gerichtsdienner begleitet war, in dem Gefängnisse ein. Der Scharfrichter wurde vorgeladen und nun fand folgende Wechselrede statt: „Sie sind angeklagt, einen Menschen getötet zu haben“, sagte der Gerichtsschreiber. „Ja, es ist die Wahrheit“, lautete die Antwort des Scharfrichters. „Weshalb haben Sie diesen Mord begangen?“ — „Um dem Geieße zu gehorchen und den Auftrag zu erfüllen, der mir von den Gerichten gegeben wurde.“ Nun wurde sofort eine Schrift aufgenommen, von dem Scharfrichter unterzeichnet und am folgenden Tage einem Richter zur Prüfung vorgelegt. Dieser erließ dann zu Gunsten des Scharfrichters ein Urteil, welches ihn freisprach, worauf derselbe sogleich in Freiheit gesetzt wurde, nachdem man ihn 24 Stunden wie einen Verbrecher behandelt hatte.

Schicksal.

In Würzburg lebte ein Kellner, der den Namen Schicksal führte. Die Gäste riefen ihn des Spasses halber stets beim Namen. Nichts Komischeres, als wenn man an der gemeinschaftlichen Tafel rufen hörte: Schicksal, einen Bahnstocher! Schicksal, ein Stück Rindfleisch! Schicksal, noch ein bißchen Sauce! usw. Als dieser Kellner einmal einer Dame eine Mehlspeis-Sauce auf das Kleid goß, sagte ein neben ihr Sitzender: „Das ist nicht des Kellners Schuld, das ist des Schicksals Tücke.“

Unerwarteter Aufschluß.

Pfarrer: „Aber Buben, schämt ihr euch denn nicht, auf offener Straße zu raufen? Nach eurer Ähnlichkeit scheint ihr gar Brüder zu sein! Was würden eure lieben Eltern darüber sagen, wenn sie euch sehen würden?“ — Buben: „Uijeh, die raufen erst recht mit einander!“

Der alte Müller.

Ich sehe ihn heute noch vor mir, den alten, weißbärtigen Müller, wenn er in seiner Mühle stand u. lustig das Korn in den Trichter schüttete. Die Mühle, die er allein als Witwer bewohnte, war schon sehr alt. Doch immer noch klapperte sie fort, bei Tag und bei Nacht und der alte Müller war stets bei seinem Werke. Er konnte nimmer so schlafen wie vor Jahren, nur dann, wenn im heißen Sommer das Bett des Baches ausgetrocknet war, rastete er.

Zu diesem Greise ging ich oft — ich war ihm gut. Hatte ich ein Anliegen, so ging ich zum Müller Johann, er erfüllte den Wunsch, wenn es ihm möglich war.

großen Schlitten mit“, sagte er. Ich tat es, ging zum Holderbauer mit dem Mehl. Nach einer Stunde, als ich wieder zurückkehrte in die Mühle, die jetzt eingefroren stand, setzte ich den Schlitten in die Mühle und ging zum Müller. Dieser lachte mir schon entgegen. Ich richtete aus, was mir der Holderbauer gesagt hatte: „Selbst kommt er zu dir hinab, Johann, wenn er wird Zeit haben, nächste Woche denkt er.“ „Schon gut“, sagte er, „und jetzt bekommst du den Schlitten.“ Er griff mit einer Hand unter sein Bett und zog einen festen, standhaften Schlitten hervor. „So, hier hast du, er rührt noch von meiner Kindheit her, er ist fast so alt wie ich, aber

sen. „Das geht nicht“, und ging zum lieben Johann. Ich traf ihn soeben an, wie er einen Sack Mehl in die Mehlkammer trug. „Se, Johann“, rief ich ihm zu. Er blickte sich um und lachte. „Bist du es?“ Als er die Arbeit verrichtet hatte, kam er zu mir, kniff mich in die Wangen. „Du, warum hast du mich so lange nicht besucht?“ „Ich habe Schlitten gefahren“, antwortete ich. „Mir war schon bange um dich, komm nur wieder recht oft zu mir; schau, ich bin so allein, die Bauern, die nach der Mühle kommen, den Weizen oder das Korn bringen, bleiben nicht lange da, sie haben keine Zeit. Und du bist mir doch so lieb.“ Ich versprach ihm, alles zu tun. Darauf half ich mit arbeiten. Ich tat es gerne u. war stolz, wenn ich mehlbestäubt ein Säcklein zum Kreuzbauer oder zum Rauchwirt tragen konnte und von weiten riefen schon die Kinder: „Jetzt kommt der Müller!“ Ja, das war ich auch und an Rasttagen schickte mich Johann oft und mir steckte er dann auch eine Entlohnung zu. Was er mir gab, war viel, ich wäre zufrieden gewesen, wenn ich die Hälfte bekommen hätte.

Einmal, es war im Mai in der Nacht, als ich im Bett fest geschlafen, hat man plötzlich gerufen: „Feuer! Feuer! Feuer!“ In unserem Hause wurde es lebendig. Vater, Mutter, Geschwister und ich waren auf den Beinen und haben uns angekleidet, hinausgeeilt und die heranstürmenden Leute gefragt: „Wo?“ „Beim Johann, beim Müller!“ Ich schrie auf und weinte. In aller Hast lief ich dem Brande zu. Lichterloh brannte die Mühle. Der Müller stand vor ihr und schaute mit gläsernen Augen und bleichem Antlitz in die Flammen. Die Feuerwehr rasselte her. Die Leute riefen; eine ganze Menge stand umher. Ich lief zu Johann und riß ihn von dannen. „Johann, die Mühle verbrennt!“ Johann sagte nichts, aber zwei große Tränen liefen über die Wangen. Nach einer Weile saate er im weinerlichen Tone: „Na, sie ist verloren; der alte Wohnsitz meiner Väter.“

So war die Mühle verbrannt, nichts konnte gerettet werden. Das Mühlrad drehte sich fort und fort. Johann zog in ein kleines Stübchen; er wurde von der Ortschaft unterstüzt.

Ich ging sehr oft zu ihm, ich tröstete ihn, aber Johann sprach nicht mehr viel. Er war traurig und weinte. „Warum du immer weinst, laß doch, es ist wohl ein derber Schicksalsschlag, aber der Mensch muß es verschmerzen.“ „Na, mein liebes Kind, du ahnst nicht, was mir an der Mühle lag. Sieh, dort drinnen bin ich geboren, dort drinnen lebten meine Väter, es ist ein altes Stammhaus; für mich hat es ungleichenden Wert — und jetzt ist es hin.“

Es ging auch mit dem alten Müller hin. Als wieder der kalte, nasse Herbst kam, tat er seine Augen zu. Der Johann war entschlafen. . . Nun ist eine lange Zeit dahin. Der Müller liegt vergraben am Friedhof. Von mir aber nicht. So oft



Phot. Karl Seebald, Wien.

Ein deutscher Artillerist steckt in der Mündung eines 42-Zentimeter-Geschützes und ein Österreicher sitzt darauf.

Hatte ich mich zu beklagen, wenn mir Unrecht geschehen, daheim verschwieg ich es, zu Johann ging ich. So hing mein Herz sehr an ihm und das seine an mir. Einmal war's nach Weihnachten. Der Schnee war gefroren und schöne Schlittenbahn. Ich hatte Sehnsucht zum Schlittensfahren, aber woher einen Schlitten nehmen? Daheim fand sich keiner vor. Ich bat die Mutter, sie möge einen kaufen, sie aber sagte: „Du hast zu Weihnachten viel bekommen, da mußt du warten, bis es wieder Weihnachten wird.“ Nachher ging ich zu Johann und erzählte ihm mein Leid. Er schaute mich eine ganze Weile an, dann sagte er: „Du sollst einen haben.“ Ich fiel ihm gleich um den Hals und lachte vor Freude laut auf. „Jetzt kannst du so gut sein und ein kleines Quantum Mehl zum Holderbauer fahren, ich gebe dir den

fahren, Bub, fahren kannst damit wie die Eisenbahn.“ Rasch griff ich nach dem Fahrzeug und dankte tausend Mal dafür. Mein Gesicht strahlte vor Freude, das seine nicht weniger. Ich habe den Alten auf die runzlige Wange geküßt und bin hinausgelaufen, um das herrliche Geschenk auszupropieren. Sei, das ging, „wie die Eisenbahn“.

Eine lange Zeit kam ich nicht zum Johann, ich fand zuviel Vergnügen auf der Schlittenbahn. Ich fuhr mit meinen Freunden um die Wette, die ich oft gewann. Da wurde ich verhaftet und ich ging immer allein auf die Berge. — — —

So verbrachte ich den Winter. Da kam ganz leise der Frühling. Der Schlitten war längst aufgeräumt. Da hub die Mühle an zu klappern. Jetzt fiel mir ein, daß ich beim Müller solange nicht mehr gewe-

ich beim Friedhof vorbei gehe, fehr ich ein und bete für seine arme Seele. Die Mühle liegt noch als Brandstätte da, in seinen Winkeln wuchern Brennesseln, alles ist still, kein Vöglein singt da, nur das Wasser rauscht und das Rad dreht sich knurrend.
Josef Rönia.

Hindenburg.

Was ist ein Mann? — Ein Sproß am Baum,
Von andern unterschieden kaum;
Jedoch als seine rechte Hand
Hat Gott schon manchen Mann gesandt.

Was ist ein Mann? — Ein Odem nur,
Mit vielen seufzend auf der Flur;
Ein Licht jedoch und Schöpfergeist,
Wenn Gottes Odem ihn umkreist.

Und wenn der Herr erhören will
Ein Volk, das zu ihm betet still,
Dann schickt er ihm an seiner Statt
Den Mann, den er gesegnet hat.

Und dieses ist der höchste Ruhm
Und dies das wahre Geldentum
Des Mannes, der als Führer steht,
Daß Gott auf seinen Spuren geht.

Pet. Seimbach.

Diese borgen nicht lang.

Der leutselige König Max von Bayern besuchte einst ein Volksfest in Rosenheim. Niemand ahnte, daß der Mann in dem schlichten Rodenrocke der geliebte Landesvater sei. Unerkannt nahm er an einem Tische Platz. Neben ihm saß ein gar wohlbeleibter, stattlicher Herr, dem die Lebenslust aus den Augen leuchtete. Der König fand an seinem Tischnachbarn sichtlichen Gefallen. Da kam ein alter Invalide an den Tisch und bat um ein Almosen. Lächelnd zeigte der König auf seinen rundlichen Tischgenossen und sagte: „Der Herr da zahlt für mich.“ Dieser blickte auf und meinte: „Warum denn nüt, aber's nächstemal kommt die Reih' an Dich; dann zahlst Du für mich.“ Er langte in die Tasche und beschenkte den Bettler. Der König lachte. Mit einem langen Zuge leerte der Dicke seinen Maßkrug, ließ sich darauf eine Portion Braten mit Gemüse bringen und verzehrte beides voller Behagen. Dann bestellte er noch einen frischen Humpen Bier und verlangte die Rechnung. Der Wirt kam herbei und begann zu rechnen. „Macht drei Taler und sieben Groschen,“ sagte der Wirt. Ganz ruhig zeigte der Gast lächelnd auf den König und sprach: „Der Herr da zahlt für mich.“ Der König war über diese Zumutung etwas betroffen, dann aber langte er in die Tasche und bezahlte. „Sie sein g'wiß a Steuerbeamter, Herr?“ fragte er seinen Tischnachbar. „Gutg'raten“, erwiderte dieser. „Ich bin der Steuerrevisor von Rosenheim.“ „Drum haben S'

a nüt lang borgt,“ antwortete lachend der König und ging.

In einem märkischen Dorfe fuhr ein Radfahrer eine Gans tot. Die Bauersfrau sah den Unfall und eilte sofort herbei, den Fremden für den Schaden haftbar zu machen; sie verlangte ein Reugeld von 8

du 8 Mark haben und auf die Gans verzichten? Gut. Sie wollen die Gans auch nicht mitnehmen, aber nur 5 Mark bezahlen, nicht wahr? Schön. Zahlen Sie der Frau die 5 Mark.“ Gemächlich zieht der Schulze 1 Taler heraus, legt ihn zu dem Fünfmarschein und sagt: „Hier dei-

Hindenburg!



von Hindenburg

„Hindenburg-Nationalblatt“

nach dem Leben gezeichnet von Stegried Laboschin.

(Entwurf für die in der Kunstdruck- und Verlagsanstalt Wezel u. Neumann, A.-G., Leipzig erschienene Original-Steinzeichnung des Breslauer Künstlers.) Erste authentische Original-Graphik in der wirklichen Schlachtenuniform des großen Feldherrn.

Mark für die rundliche Gans. Der Radfahrer wollte aber auf den erradelten Braten sehr gerne verzichten und bot 5 Mark. Davon wollte die empörte Besitzerin nichts wissen. Da alles Handeln nichts half, begab man sich zum Schulzen des Dorfes; er sollte entscheiden. Nach Anhörung beider Parteien fragte er: „Wenn ich dich recht verstanden habe, willst

ne 8 Mark, und Sie können gehen. Die Gans behalte ich.“ Beide Parteien zogen vergnügt ab und beim Schulzen gab es mittags billigen Gänsebraten!

Gedankensplitter.

Freund, sieh auf dich und nicht auf mich! Und fehle ich, so bessere dich.

Kriegschronik.

Der Unterseekrieg gegen England geht in Ruhe weiter, jedoch sind die Engländer darüber sehr stille geworden; nur immer mehr häufende Arbeitseinstellungen, Ausstände und Arbeiterunruhen, die zunehmende Teuerung und Arbeitslosigkeit in England reden eine deutliche Sprache. Sicherlich spüren die stolzen Briten den Einfluß des Krieges jetzt ganz gewaltig.

Auch in Rußland steigen die Lebensmittelpreise und die Seuchen nehmen überhand. Am schlimmsten scheint jedoch der Schießbedarf- und Waffenmangel das Reich zu treffen und darum machten die Russen Schritte in Paris und London, um die englische und französische Flotte zu scharfen Maßnahmen gegen die Dardanellen zu zwingen, damit Rußland den Weg zur Einfuhr von Waf-

in der Häuslichkeit der beiden „lieben Verblündeten“.

Zweitens hatte der Angriff auf die Dardanellen eine gewisse Aufregung in den Balkanländern zur Folge, da jetzt für diese die Entscheidung herannahende, auf welche Seite sie sich stellen sollten. Rumänien und Bulgarien wissen jetzt sicher, daß sie zu russischen Vasallen werden, sobald Konstantinopel moskowitisch wird und darum sind in Rumänien die Russenfreunde ziemlich stumm geworden. In Bulgarien hat man ohnehin die Russen längst satt. Griechenland hat bekanntlich selber große Hoffnungen auf Konstantinopel und es gilt dort fast wie ein Glaubenssatz, daß die Stadt nur den Nachkommen der alten Byzantiner gehören dürfe. Vorläufig ist daher dort die Entscheidung gegen den Anschluß an England und Rußland gefallen. Zwar wollte der bisherige Ministerpräsident

nische Beratungen in Rom stattgefunden, aber vorläufig wird man wohl zuwarten, weil die Dardanellen eben noch lange nicht erobert sind. Außerdem ist es als günstiges Zeichen zu achten, daß der russische Botschafter Krupenski in Rom seinen Posten verlassen hat, wohl weil er zu unverfroren der italienischen Regierung mit den Drohungen und Schmeicheleien Rußlands zu Leibe rückte.

Die Lage auf den Schlachtfeldern ist gut, wie aus der folgenden Weiterführung unserer Kriegschronik zu ersehen ist:

23. Feber: In Athen wird erklärt, daß nunmehr der entscheidende Kampf gegen die Dardanellen begonnen habe. — Am oberen San eine Höhe erstürmt. — Heftige Kämpfe am Dnjestr. — Ein russischer Vorstoß bei Grodno abgewiesen, bei Prasnisch 1200 Russen gefangen. Japan verlangt Dinge von China, die dieses nicht erfüllen kann.

24. Feber: 4000 Russen in Galizien gefangen und russische Stützpunkte bei Grybow genommen. — Prasnisch im Sturme genommen und dabei 10.000 Russen gefangen. Auch südlich der Weichsel 5000 Gefangene gemacht. — Bei Beach Head mehrere englische Dampfer versenkt. — Mordanschläge gegen Radoslawow und König Ferdinand in Sofia aufgedeckt.

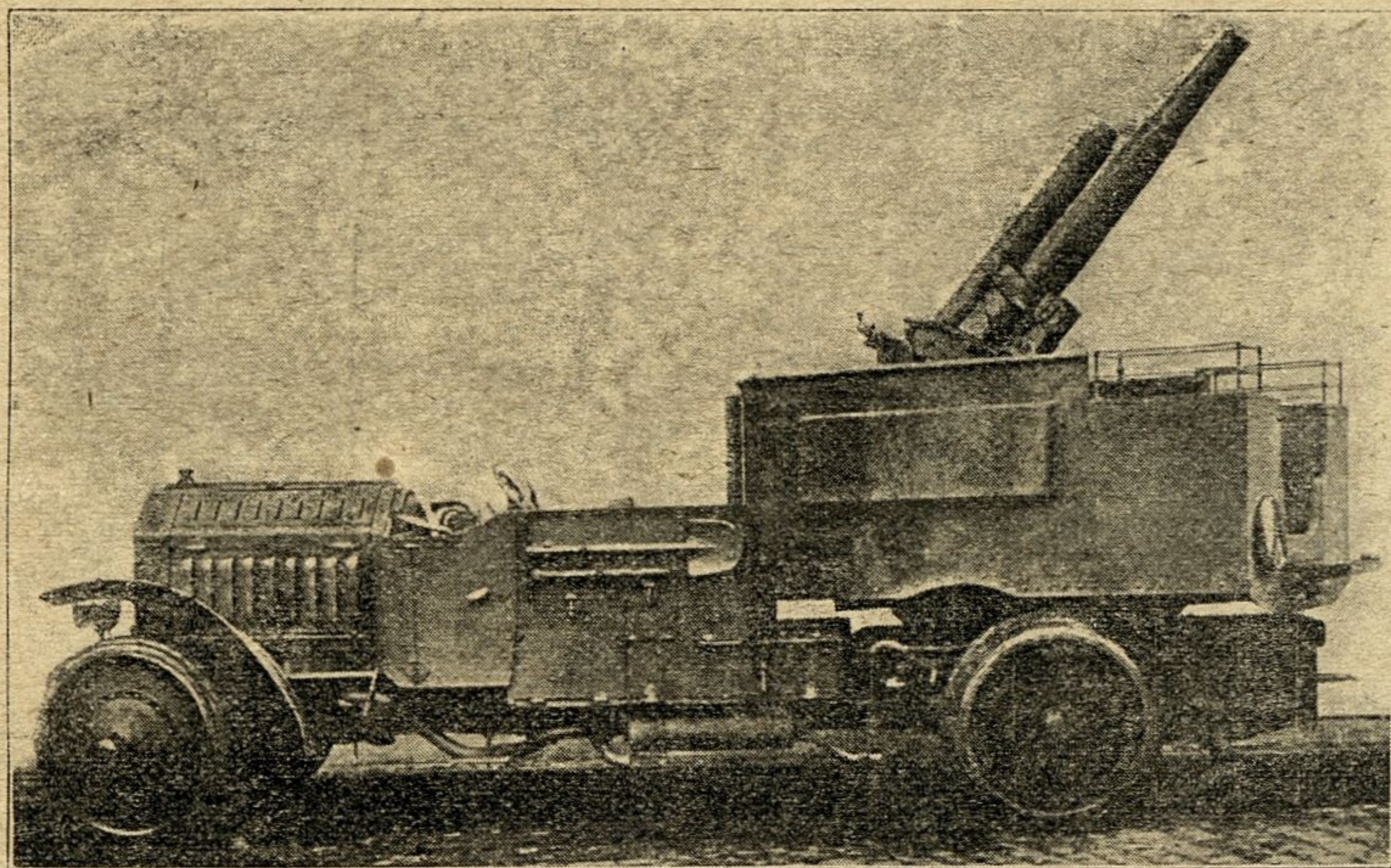
25. Feber: Wieder ein englisches Truppenschiff mit 1800 Mann versenkt. — Amerika verlangt friedliche Lösung des Streites zwischen Japan und China. — 1240 Russen in Südoostalgalizien gefangen.

26. Feber: Umsichgreifen der Arbeiterausstände in England.

27. Feber: In den Karpathen im Oportale ein neuerlicher Angriff der Russen unter schweren Verlusten des Gegners zurückgeschlagen. 300 Russen getötet, 730 gefangen. Bei Grodno, Lomza und Prasnisch neue russische Kräfte zum Angriffe vorgegangen. Südlich Kolno 1100 Russen gefangen. Siebenstündige Beschießung der äußeren Dardanellenforts, die an einigen Punkten beschädigt werden. — Ein französischer Torpedobootzerstörer im Hafen von Antivari durch eine Mine gesunken.

28. Feber: In den nördlichen Vogesen die Franzosen in einer Breite von 20 Kilometer 6 Kilometer weit zurückgeworfen. Nördlich Verdun mehrere feindliche Stellungen erstürmt. — Nordwestlich Grodno vorgegangene russische Kräfte in die Vorstellung der Festung zurückgeworfen, 1800 Gefangene. Überaus heftige Kämpfe um Stanislaw.

1. März: Eroberung mehrerer russischer Vorstellungen in den westlichen Karpathen, 2000 Gefangene, viel Kriegsmaterial erbeutet. — Südlich des Dnjestr alle feindlichen Angriffe unter schweren



Gepanzertes Auto mit Geschützen gegen Luftschiffe.

fen und zur Ausfuhr von Getreide freibekommen. In der Duma hat gleichzeitig Sasanow, der Außenminister, erklärt, Rußland müsse als Erfolg in diesem Weltkrieg unbedingt den Besitz von Konstantinopel erreichen.

Dies hatte nun zweierlei im Gefolge. Erstens begannen Franzosen und Engländer eine heftige Beschießung der Dardanellen, wenn auch bisher ohne Erfolg. Jedoch brachte dieses Vorgehen plötzlich die alte Rivalität zwischen England und Rußland in die Erscheinung und die Russen befürchten mit Recht, die Engländer würden die von ihnen an den Meerengen etwa besetzten Gebiete — sie haben sie aber noch nicht! — nimmer aus den Händen lassen und dann hätte Rußland das Nachsehen. Daher wollen die Russen rasch eine bedeutende Truppenmacht bereitstellen zur Eroberung Konstantinopels, damit die Engländer ihnen nicht zuvorkommen! Somit ist das Fell des noch nicht erlegten Bären bereits Anlaß zu einem niedlichen Zwist

Venizelos, der als der volkstümliche Mann Griechenlands galt, ein Heer von 100.000 Mann zur Eroberung Konstantinopels — für England und Rußland — bereitstellen, aber der König sowie der Generalstab waren dagegen, weil Griechenland dann die Gegnerschaft Bulgariens und vielleicht auch Rumaniens riskiere und mit seinem, noch vom Balkankriege her erschöpften Heere einen solchen Kampf nicht aufnehmen könne. Venizelos nahm daher seinen Abschied und an seine Stelle trat Gounaris, ein hochgebildeter Mann. In Paris und London ist man darüber wütend und nennt die Vorgänge einen diplomatischen Sieg Deutschlands. Und auch in Griechenland scheinen Heer und Volk sehr damit einverstanden zu sein.

Auch Italien wird sich am Ende bald entscheiden müssen, denn wenn Rußland durch den Besitz der Dardanellen eine Mittelmeermacht würde, so wäre Italiens Zukunft vernichtet und es würde zum Stoßball zwischen Briten und Russen. Nun haben wohl letzter Zeit wichtige staatsmän-

Verlusten des Gegners gescheitert. — Mit zwei Armeekorps unternommene französische Angriffe in der Champagne restlos abgeschlagen. Ein fünfmaliger Durchbruchversuch der Franzosen zwischen dem Ostrand der Argonnen und Vougois unter schweren Verlusten des Feindes gescheitert.

2. März: Neuerliche heftige Angriffe in der Champagne und in den Vogesen unter gewaltigen Verlusten für den Feind zusammengebrochen. — Erfolglose russische Angriffe südlich Augustow, nordöstlich Lomza und östlich Block. — Die Vermittlungsvorschläge Wilsons über Minen, Unterseeboote, neutrale Flaggen und Lebensmittelzufuhr werden von Deutschland als geeignete Grundlage für eine praktische Lösung anerkannt. England lehnt dagegen die amerikanischen Vorschläge ab

westlich Arras. Neuerliche erfolglose Beschießung der Dardanellenforts. — Bewilligung der Rüstungskredite in Japan. — Abermalige russische Angriffe bei Grodno, Lomza und östlich von Block sowie östlich von Skierniewice scheitern unter schweren Verlusten des Gegners. — In der Nähe von Dover wird das deutsche Unterseeboot U 8 von einem englischen Torpedoboot zum Sinken gebracht. — Die beiden Häuser des Kongresses von Washington ermächtigen die Regierung, die Abreise aller Schiffe zu verhindern, die Kohlen oder Waren an Fahrzeuge Kriegsführender liefern wollen.

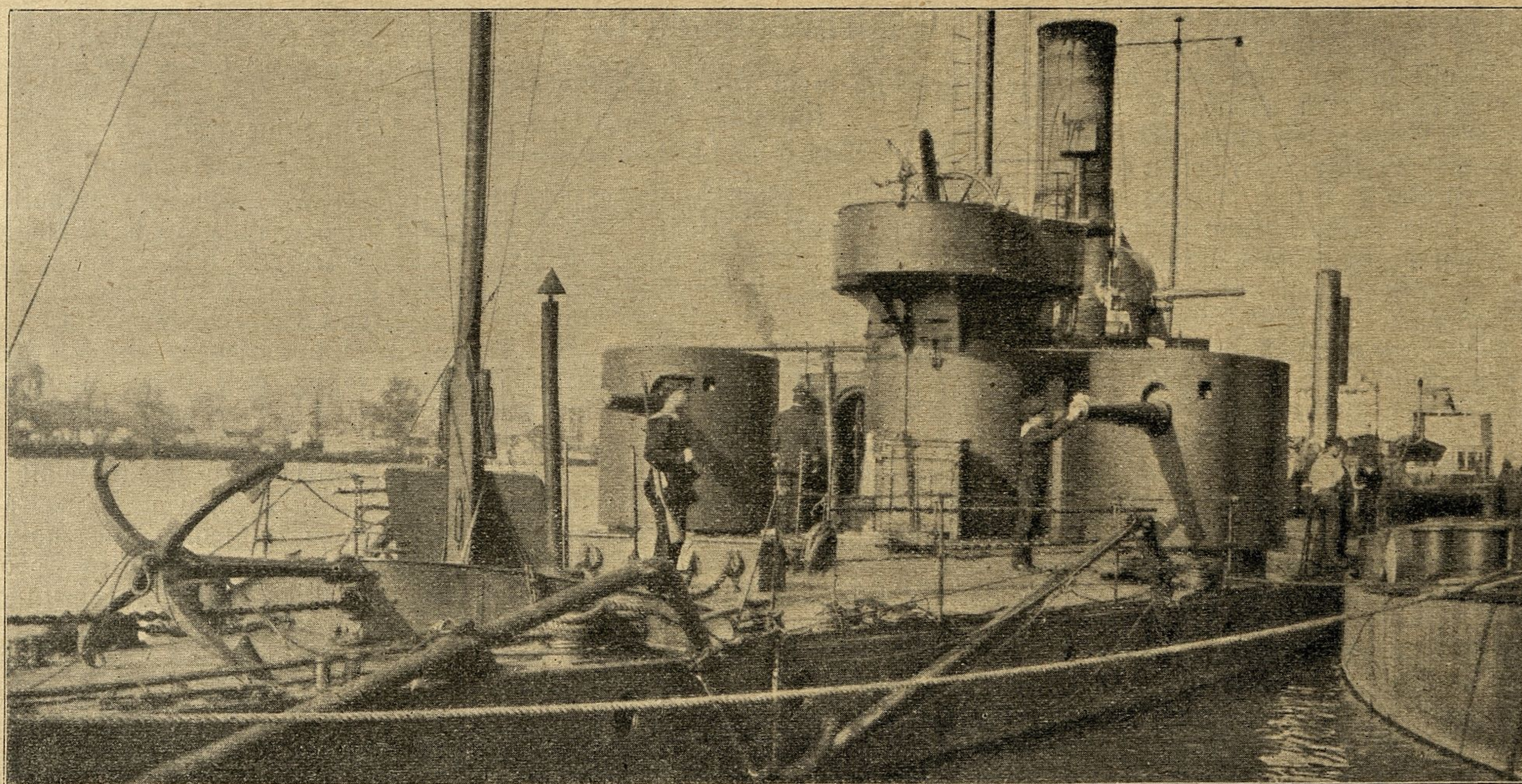
5. März: Die mit der Bergung der bei Grodno und Augustow gemachten Kriegsbeute befindlichen Truppen, werden zu anderen Operationen frei. Russische Angriffe nordöstlich von Pragnysch und nordwest-

längert den Pachttermin Japans für die Gebiete der Halbinsel Liaotung auf 99 Jahre.

6. März: Die österreichischen Landsturmpflichtigen der Jahrgänge 1891 und 1895, und 1871 bis 1881 haben am 15. März, des Jahrganges 1896 am 15. April einzurücken. — 570 Mann in den Karpathen gefangen. — 3400 Russen bei Kawa gefangen. Bei Grodno geht es „planmäßig“.

7. März: Die feindlichen Linien bei Gorlice durchbrochen und 2200 Russen in den Karpathen gefangen. — Schlappe russischer Artillerie in Südostgalizien. — Russische Angriffe bei Augustow, Pragnysch, Block und Kawa abgewiesen. — Bei Nowemiaszto 1500 Russen gefangen.

8. März: In Griechenland, wo das Of-



Eines der österreichisch-ungarischen Donau-Kampfschiffe: Bodrog.

und kündigt weitere Vergeltungsmaßnahmen gegen Deutschland.

3. März: Anordnung der Musterung des zweiten Landsturmaufgebotes. — Fortdauer der heftigen Kämpfe in Südostgalizien. — Neuer beträchtlicher Geländegewinn nordwestlich Badonviller durch die Deutschen. Russische Versuche, südöstlich Augustow den Bobr zu überschreiten, unter schweren Verlusten zurückgeworfen, 1500 Gefangene.

4. März: Südlich Zaslizyn vorgehende russische Truppen blutig zurückgeworfen, ebenso entlang der Straße von Valigrod unternommene russische Gegenangriffe. — Ein französischer Munitionsdampfer vor Ostende durch deutsches Feuer versenkt. — Eroberung der feindlichen Stellungen auf der Lorettöhöhe nord-

lich von Plonsk werden abgewiesen. — Beginn neuer Kämpfe in Südpolen östlich von Pietrkow. — Der zweite Kronrat in Athen endet infolge Meinungsverschiedenheiten zwischen Venizelos und dem König mit der Demission der Regierung. — Im Hafen von Dedegatsch fährt ein französischer Kreuzer auf eine Klippe auf. Englische Landungsversuche bei Sedil Bahr und Rum Kale in den Dardanellen werden zurückgewiesen. Die feindlichen Schiffe bombardieren die offenen Häfen Dikili, Samsak und Abialik. — Erfolgreicher türkischer Angriff auf Chabie südlich von Korna in Mesopotamien. — Antivari wird am 4. d. von unseren Kriegsschiffen mit Erfolg beschossen. — In den deutschen Gefangenenlagern sind 780.000 Kriegsgefangene interniert. — China ver-

fizierkorps deutschfreundlich ist, übernimmt Gumaris die Kabinettsbildung. — Bei Pragnysch wieder 3000, bei Lomza 800, bei Nowemiaszto 1750, in den Karpathen 600 Russen gefangen. — Wieder 4 englische Dampfer versenkt.

9. März: Die Londoner „Times“ geht htoffen ein, daß England den Krieg an Deutschland erklärt hätte, auch wenn Deutschland die Neutralität Belgiens peinlich bewahrt hätte. England führe den Krieg nicht für Belgiens, sondern für eigene Interessen.

Gedankensplitter.

Adel allein bei Tugend steht,
Aus Tugend aller Adel geht.

Missionen.

Die Mission der Tiroler Serviten.

Zur Ergänzung unseres letzten Berichtes über den Tod des Kaffernmissionärs Vaters Mayr bringen wir noch eine kurze Schilderung über die Entwicklung der Mission der Tiroler Serviten im Swasilande.

Mit Freuden sahen alle Missionsfreunde den altherwürdigen Orden der Diener Mariens (gegründet 1240) im Jahre 1913 durch die Übernahme der Swasiland-Mission in die Reihen der Heidenmissionäre treten. Die Tiroler Ordensprovinz der Serviten, die diese Mission übernommen hat, zählt in Österreich 12 Klöster und unterhält seit 1907 im Kloster St. Karl zu Bolders bei Hall (Tirol) ein Subenat zur Heranbildung des Priesternachwuchses.

— Am 27. Jänner 1914 betraten zwei Patres, ein Laienbruder und ein Weltpriester, der erfahrene Kaffernmissionär P. Mayr, als die ersten katholischen Missionäre das Swasiland, um sich dort dauernd niederzulassen. In Mbabane, der Hauptstadt des Landes, die etwa 100 europäische Einwohner zählt, von denen nur ein Duzend Katholiken sind, wurde am 6. Feber die erste Niederlassung gegründet. Vater Mayr begann sofort die schwarzen Kinder zu unterrichten und eröffnete für die Erwachsenen eine Abendschule. Am 16. April wurde der Grundstein zu einem Missionskirchlein gelegt, das der Schmerzhafsten Mutter, der Patronin des Servitenordens, geweiht werden sollte. Hier kam der jungen Mission die Erfahrung des alten Kaffernmissionärs sehr zu statten. Vater Mayr waltete seines Amtes als Baumeister und legte selbst als Handlanger und Maurer wacker die Hand ans Werk.

Ein Besuch bei der schwarzen Königin des Landes erwirkte den Missionären die Erlaubnis, auch auf dem flachen Lande unter der heidnischen Bevölkerung Missionsstationen zu errichten. Die Regierung wies ihnen ein Grundstück von 250 Morgen, 15 Kilometer südlich von Bremersdorp, zur Niederlassung an. Vater Mayr reiste dorthin und errichtete auf dem Grundstücke der Mission eine Kaffernhütte, die er am Oktavtage des Schutzfestes des hl. Josef bezog. Damit war die zweite Missionsstation St. Josef im Swasilande errichtet.

Da brach der große Weltkrieg aus. Die drei neuen Missionäre, zwei Priester und ein Laienbruder, die die Tiroler Servitenprovinz zur Verstärkung nach Südafrika hinübersandte, konnten infolgedessen nicht weit kommen. Die Missionsalmsen blieben fast gänzlich aus. Der Bau des Missionskirchleins in Mbabane mußte eingestellt werden, und die vier Missionäre selbst litten große Not. Vater Mayr wollte deswegen für die Dauer des Krieges zu seinen Schwarzen nach Natal zurückkehren und deren Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, um die Mission während dieser

harten Zeit in etwas zu entlasten. Doch der Obere P. Arimath Gratl wollte um keinen Preis den treuen Freund und Berater von seiner Seite lassen und machte lieber Schulden, als die junge Mission, die sich bereits so günstig entwickelt hatte, zu unterbrechen. — Allein die Mission sollte sich doch des erfahrenen Glaubensboten nicht mehr lange erfreuen können. Wie wir in letzter Nummer berichtet haben, fiel P. Mayr einem geldgierigen Kaffern zum Opfer. Durch diesen unerhofften Todesfall hat die junge Swasimission einen empfindlichen Verlust zu beklagen; denn es wird manches Jahr währen, bis die Servitenpatres sich ganz in das Leben und Treiben der Schwarzen hineingefunden haben werden. Möge nach dem Weltkriege auch hier neues Missionsleben erblühen!

Erziehungswesen.

Wie erziehe ich mein Kind zur Wahrhaftigkeit?

Von Paul Rieckhoff, Hamburg.

Es ist eine wohl allen Jugenderziehern bekannte feststehende Tatsache, daß fast alle Kinder einen gewissen Hang zur Unwahrhaftigkeit mit auf die Welt bringen. Nicht, daß unsere lieben Kleinen etwa bewußter Weise die Absicht hätten, zu lügen, aber sie können nun einmal gar nicht die volle Wahrheit sagen, sie stellen fast jede Begebenheit ganz anders dar, wie sie sich in Wirklichkeit zugetragen hat. Wenn wir uns einmal recht deutlich in die Lage eines kleinen Kindes hineinversetzen, so wird uns dieses ohne weiteres verständlich. Da der kindliche Verstand noch recht unentwickelt und ungeschult ist, so arbeitet eben die Phantasie in umso üppigerer Weise und gaukelt dem Kinde allerlei Dinge so greifbar nahe vor, daß es meint, sie tatsächlich vor sich zu sehen. In vielen Fällen kann also das Kind wirklich nichts dafür, wenn es lügt, es redet eben unbewußter Weise die Unwahrheit. Somit wäre es also von jedem Erzieher recht töricht gehandelt, wollte er hierfür seine Zöglinge strafen. Die erzielte Wirkung wäre höchstens, daß man die Kinder einschüchtert und sie zu verstockten und eigensinnigen Menschen macht. Also nicht leichtsinnig strafen, sondern bedächtig erziehen, ist in erster Linie unsere Aufgabe. Und wodurch geschieht dies? Nun, am besten durch maßvolles Zurückdämmen der erregten kindlichen Phantasie und Hervorkehrung resp. Heranbildung des Verstandes. Man muß den Kindern zum Bewußtsein bringen, daß es nur Trugbilder sind und keine Wirklichkeiten, die sich in ihrem Köpfchen festgesetzt haben. So wird es denn mit der Zeit den Kindern ganz allmählich zum Bewußtsein kommen, daß sie nicht immer die reine Wahrheit sagen und infolgedessen sich in Zukunft etwas mehr in Acht zu nehmen haben.

Wenn ein Kind erst soweit herangereift ist, dann kann man schon etwas strenger gegen seine Unwahrheiten zu Felde ziehen, denn nunmehr ist es in der Lage, die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden. Aber es werden immerhin noch genügende Fälle vorkommen, in denen es sich im Zweifel befindet, ob es gelogen, oder die reine Wahrheit gesagt hat. Man hat also in jedem Falle der Unwahrhaftigkeit eines Kindes genau zu untersuchen, ob eine bewußte oder nur unbewußte Täuschung vorliegt. Strafen darf man ein Kind nur dann, wenn die sorgfältig geführte Untersuchung einwandfrei ergab, daß es wissentlich und mit voller Überzeugung die Unwahrheit redete. Eigentlich kommen derartige schwere Fälle gar nicht so häufig vor, denn meistens lügt ein Kind wohl aus Furcht vor einer zu erwartenden Strafe. Es hat aus purer Ungeschicklichkeit irgend einen kleinen Schaden angerichtet und weiß, wenn die Sache bekannt wird, hat es Strafe zu gewärtigen. Was ist da erklärlicher, als daß ein wehrloses Kind in seiner Herzensangst zur ersten, besten Lüge greift?

Wie sollen nun Eltern und Erzieher sich dieser Tatsache gegenüber verhalten? Zunächst belege man nicht jedes kleine, unbedeutende Unrecht mit Strafe. Man bedenke immer, daß wir alle nur schwache, unvollkommene Menschenkinder sind, denen ganz unversehens einmal etwas passieren kann, was lieber nicht geschehen wäre. Dann aber halte man die Kinder dazu an, unter allen Umständen nur die reine Wahrheit zu sagen, selbst auf die Gefahr hin, Strafen und andere Leiden erdulden zu müssen. Man male es den Kindern in den glühendsten Farben aus, daß die Lüge die verabscheuensvollste Sünde ist, welcher eine ganze Reihe ähnlicher Verbrechen, wie Diebstahl, Raub u. Roheiten aller Art entspringen. „Wer lügt, der stiehlt!“ Dieses bekannte Sprichwort trifft in fast allen Fällen den Nagel auf den Kopf. Außerdem ist es eine bekannte Tatsache, daß eine Lüge fast niemals ausreicht, um irgend etwas zu verdecken. So gibt die erste Lüge Veranlassung, ein ganzes Lügengewebe zu spinnen. Trotzdem gelingt es selbst dem geriebensten Lügner nicht, das mühsam zusammengewirkte Netz der Lüge längere Zeit unverfehrt zu erhalten. Oftmals verrät er sich gerade dort, wo er es selber am wenigsten ahnt. Einen wirklichen, dauernden Vorteil bringt also die Lüge niemals, wohl aber ist sie imstande, uns immer tiefer in den gefährlichen Strudel der Sünde hineinzureißen. Wie ganz anders dagegen steht ein Mensch da, der es sich zum Prinzip macht, immer und überall die Fahne der Wahrheit hochzuhalten. Er wird in seinem Leben viel schneller vorwärts kommen, denn man vertraut ihm weit eher einen verantwortungsvollen Posten an, wie einem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, der es mit der Erfüllung der ihm aufgetragenen Pflichten nicht so

genau nimmt. Diese Tatsache halte man seinen Kindern bei jeder passenden Gelegenheit immer wieder vor Augen.

(Schluß folgt.)

Gesundheitspflege.

Wallnuß, auch **W e l s c h n u ß** genannt (Juglans regia). Zu Heilzwecken finden Verwendung die Blätter, die Blüten, die innere Rinde, die grünen Schalen der Nuß und die Wurzel des Baumes. Der Absud der Blüten wird gegen Durchfall (Diarrhöe) Kolik, Nierenschmerzen, zu starke monatliche Periode verwendet; ein in den Absud getauchtes Leinwandstück soll, auf alte oder hitzige Geschwüre gelegt, dieselben heilen. Der Saft aus der Wurzel — derselbe ist aus der klein zerhackten Wurzel auszupressen — bezw. der Absud derselben, ist ein starkes Abführmittel und wird in alten Büchern auch gegen Kopfschmerz, Fieber und Podagra empfohlen. Der Absud der Wallnußblätter, zu Überschlagen auf schlecht heilende Geschwüre gelegt, soll treffliche Dienste leisten; in einem recht zuverlässigen Kräuterbuche finden wir noch folgendes: „Wallnußblätter sind ein unschätzbares Mittel gegen skrophulöse Kinder. Man nimmt dazu eine Prise — was zwischen 3 Finger geht — feingehackte Wallnußblätter, übergießt sie mit 150 Gramm heißem Wasser und versüßt den Tee mit Zucker; davon lasse man täglich 2 Tassen zum Frühstück trinken.“ Auch Bäder von Wallnußblättern werden gegen Skrophulose, überhaupt zur Kräftigung der Kinder empfohlen. Der Nußkür, den man selbst herstellen kann, ist gegen Verdauungsstörungen bekannt. Die eingemachten Nüsse sollen den Appetit anregen und die Verdauung befördern. Der Absud der grünen Schalen ist wohl das billigste, unschädlichste Mittel, um Haare braun zu färben.

Begtritt (Polygonum aviculare), auch unter dem Namen Augenkraut, Blutkraut, Vogelwegtritt usw. bekannt. Der Absud des Krautes wird gerühmt gegen alte Wunden und schlecht heilende Geschwüre; man badet, bezw. wäscht die betreffenden Stellen damit aus und macht dann Umschläge mit einem in den Absud getauchten Leinwandstück. Als Tee getrunken soll der Absud gut sein gegen Durchfall, Blutflüsse, Blasenleiden, Pollutionen und Würmer.

Begwart (Cychorium intybus). Diese Heilpflanze wird auch Sonnenwirbelkraut oder Cichorie genannt und kommt recht häufig vor. Tee von Kraut oder Wurzel reinigt — wie es in einem alten Kräuterbuche heißt — „die Leber, die Milz und die Nieren“. Ferner soll er gut sein gegen Magenverschleimung, Appetitlosigkeit und Verdauungsstörungen. Das Kraut, mit wenig Wasser aufgekocht und in einem verschließbaren Leinwandtäschchen auf den Magen gelegt, soll überaus günstig wirken. Dieselbe Verwendungsart wird auch

gegen entzündliche Wunden und alte Geschwüre empfohlen. Die durch Ansetzen mit Weingeist gewonnene Tinktur — man kann hiezu Wurzel und Kraut nehmen — soll gegen schwindende Glieder vorzüglich sein.

Für Haus und Küche.

— **Brotsuppe.** Man schneidet Hausbrot in kleine Würfel, röstet sie mit einem Stückchen Schmalz und läßt sie dann mit Petersilienwasser oder mit einer schwachen Rindsuppe aufkochen. Auf 1 Liter solcher Suppe werden zwei ganze Eier mit 2 Deziliter saueren Rahm abgesprudelt, die kochende Suppe dann damit verschüttet, abgesprudelt und etwas gepfeffert.

Königsberger Kloppe. Man macht von einem halben Kilo Rindfleisch und einem halben Kilo Schweinefleisch eine Fülle, formt fingerdicke runde Scheiben daraus, läßt in einer Pfanne 5 Dekka Butter aufschäumen, legt die Scheiben darauf, gießt gute Suppe dazu und dünstet sie weich. Hierauf läßt man in einer zweiten Pfanne 7 Dekka Butter aufschäumen, gibt 3 Kochlöffel Mehl, eine in Scheiben geschnittene Zwiebel, ein Borbeerblatt, einige Neugewürz- und Pfefferkörner dazu, läßt die Einbrenne nur lichtgelb werden, gibt die Suppe, worin die Kloppe gedünstet, darauf, rührt sie recht glatt ab, läßt den Saft verkochen und seigt ihn durch, gibt eine gepuzte, entgrätete Sardelle, dann zwei Deziliter Wein dazu, läßt ihn nochmals recht aufkochen, bindet ihn mit zwei Dottern, fügt von einer Zitrone den Saft bei, gießt ihn über die Kloppe und läßt sie damit verdünsten.

Für den Landwirt.

Beschädigte Wintersaaten.

Im Winter, besonders in der Periode des Nachwinters, werden durch das öftere Auftauen und Wiederaufrieren der Ackerfrume die Getreidepflänzchen in den Wurzeln gehoben: treten dann noch bei mangelnder Schneedecke scharfe Winde ein, so wird die wenige gekrümmelte Erde, die noch an ihnen hängt, weggeweht und die Saugorgane der Wurzeln liegen nackt und bloß, dem Austrocknen und Erfrieren freigegeben. Viele Landwirte ahnen nicht, welcher großen Schaden ihnen das bringt. Dieser tritt erst bei Beginn der Vegetation hervor. In solchen Fällen empfiehlt sich zunächst ein Walzen mit einer nicht zu schweren Walze. Dadurch werden die Wurzeln wieder in das Erdreich gedrückt: die jungen Pflanzen sind gerettet. Man darf damit jedoch nicht zu lange warten. Sobald das Übel auf dem Felde in ausgedehntem Maße hervortritt, der Boden aufgetaut und etwas abgetrocknet ist, soll das Walzen vorgenommen werden; nötigenfalls wird es wiederholt. Sollte sich später der Boden verkrustet zeigen, was den Bedürfnissen der Wurzeln nach Bodenluft widerstreitet, so ist ein langsames über-

eggen mit einer leichteren Egge zweckdienlich. Beim Roggen muß man dabei vorsichtig sein; er erträgt das Eggen schlechter als der Weizen. Immer, ehe man eggt, muß man sich davon überzeugen, daß die Getreidepflänzchen wieder fest angewurzelt sind, sonst wird das meiste herausgerissen. Das Eggen ist dann außerdem ein gutes Mittel, eine energische Bestockung der Getreidepflanzen anzuregen.

Umpflanzung alter Bäume.

Ein Jahr vor der Versekung wird der zu versekende Baum auf 2 Fuß Entfernung so weit ringsum aufgehauen, daß mittelst einer Säge die stärksten Wurzeln abgesägt werden können. Das Absägen geschieht, damit die Natur während des Sommers junge Saugwurzeln erzeugen und der Baum beim Versekern leichter herausgenommen werden kann. Das Sekloch erhält dann wenigstens 4 Fuß im Quadrat und wird 12 bis 15 Zoll tiefer gemacht, als der Baum in der Erde zu stehen hat. Dasselbe wird nun ganz mit Wasser gefüllt, dann wird schaufelweise so lange lockere Erde hineingeworfen und mit einer Stange umgerührt, bis das Loch mit Erde bis zu der Höhe vollgefüllt ist, auf welche der Baum gesetzt werden soll. Ist der Baum an seinem Platze, so fährt man mit Wassereingießen, Erdezurwerfen und Umrühren fort, bis das Pflanzloch vollkommen vollgefüllt ist. Durch dieses Verfahren werden die feinsten Erdteilchen, welche vom Wasser schwebend erhalten werden, während die größeren sich zu Boden senken, den Wurzeln und Fasern, an denen sie sich ablagern, zugeführt, und das Begießen, durch welches die Wurzeln gewaschen und von den feinen zum Anwachsen und zur Vermittlung der ersten Nahrung nötigsten Erdteilchen entblößt werden, wird überflüssig. Auf diese Weise können selbst grüne Bäume mit Erfolg verpflanzt werden.

Wemelnüßiges.

Reinigen lackierter Türen. Man mischt ein wenig Salmiakgeist in das zum Reinigen der Türen bestimmte Wasser und wäscht sie damit ab.

Das Reinigen fettiger Flaschen, die man im Haushalte meist als unbrauchbar für andere Zwecke ausrangiert, ist auf folgende Weise zu bewerkstelligen. Man stellt sich eine kräftige rote Lösung von übermangansaurem Kali her, setzt dieser Salzsäure zu, etwa auf einen Liter zwei Eßlöffel voll, läßt sie einen Tag damit stehen, legt sie in reichlich heißes Sodawasser und läßt sie dann noch einen Tag in reinem Wasser liegen, ehe man sie, auf den Hals gestellt, auslaufen läßt.

Beim Nähen von stark gesteiften Stoffen pflegt der Steppfuß der Nähmaschine meist zu schnell über diese zu gleiten, ohne daß die Nadel sie faßt. Um dieses Gleiten zu vermeiden, reibe man die Nahtstelle rechts u. links mit trockener, harter Seife ein.

Rundschau.

Am 10. März trat der Deutsche Reichstag für längere Dauer zusammen. — Abg. Gregor A le x e n b a u e r, Vorsteher und Landwirt in M u s c h e r a d bei Kaplitz, ein verdienter Mann um die deutschböh-mische Landwirtschaft und braver Katholik, der sich seines Glaubens nie schämte, feierte am 10. März seinen 60. Geburtstag. — In Deutschland wurde der zulässige Mehlerverbrauch für Kopf und Tag von 225 auf 200 Gramm herabgesetzt. — Südpolen wurde in österreichische Verwaltung genommen. — In Nordportugal wurde eine eigene Republik verkündet mit General Carreta Vareto als Präsident. — Auf König Konstantin von Griechenland soll ein Mordanschlag geplant gewesen sein. Der Anstifter wurde verhaftet. — Der Christlichsoziale Verband für Deutschböhmen hält seine Hauptversammlung am 25. März in S c h l u c k e n a u, wo Verlagsleiter G ü r t l e r und Erz. Dr. G e s m a n n sprechen werden.

Büchertisch.

Katholisches Soldatengesangbuch. Herausgegeben von Vikar Schmed. Versuch zu einem Einheitsgesangbuch für die katholischen Mannschaften des deutschen und österr.-ungar. Heeres. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Preis in Leinwandumschlag geheftet: bei Einzelbezug 25 Pfg., bei 100 Exemplaren 22 Pfg., bei 500 Exemplaren 20 Pfg. Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg. Das Buchlein ist berufen, dem vielbeklagnen Wirrwarr im religiösen Soldatengesange ein Ende zu machen und bringt, von fachkundiger Hand zusammengestellt, 30 Liedernummern mit Noten in gediegener Ausstattung.

Kriegers Fasten- und Osterzeit. Unseren wackeren Soldaten gewidmet von P. Athanasius Bierbaum, Franziskaner. In Umschlag geheftet 15 Pfg. Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg. Ein gediegener Beitrag zur Parole: „Mehr geistlicher Lesestoff an die Front und in die Lazarette!“ Der Verfasser bringt in seinem neuesten Werkchen unseren Kriegern die tieferen Ursachen des Krieges bei und hält ihnen in kernigen Worten die Sünden der gegen uns ins Feld gezogenen Nationen, aber auch die Sündenschuld Deutschlands vor. Was wir in der Heimat uns vorgenommen haben, das bringt d. Verfasser auch den Feldgrauen an der Front und in den Lazaretten nahe: neue und bessere Menschen, gute Christen zu werden. Das Schriftchen eignet sich zur Massenverbreitung.

Allerhöchste Anerkennung haben die von Heinrich Mohr unter Mitwirkung von Enrica Freiin von Handel-Mazetti bei B. Herder, Verlag in Wien, veröffentlichten „**Österreichischen Feldbriefe**“ durch Aufnahme in die k. k. Familien-Fideikommiss-Bibliothek gefunden. Somit ist der allgemeine Anklang, dessen sich diese reifste literarische Kriegserfrucht bei Heer und Volk erfreut, auch von höchster Seite besiegelt. Diese Briefe, die also ausgezeichnet wurden, sind von überragend seelsorgerischem Werte und werden allen Kriegsverhältnissen gerecht. Vorliegende Kunde wird bei dem bereits nach Hunderttausenden zählenden Freundeskreis der

Mohrschen Feldbriefe (fünf an der Zahl; Preis je 19 h) besondere Genugtuung auslösen und sein weiteres Wachstum in den Feldlagern und am Heimatherd kräftigst fördern.

„**Die katholischen Missionen**“, die sich stets, sowohl in den Kreisen der Gebildeten wie des Volkes, der größten Anerkennung erfreuten, erscheinen auch während des Krieges monatlich, und wie die bereits vorliegenden Nummern zeigen, in reicher und gediegener Ausstattung zum Preise von jährlich nur M. 5.—. Wie bisher so wird auch in Zukunft die Zeitschrift „Die katholischen Missionen“ ihrem weltumspannenden Programm treu bleiben. Sie wird werben für die Ausdehnung des Gottesreiches in allen Zonen und unter allen Völkern. Aber auch jeder Einzelne muß dieses stete Werben hören, auch jetzt während des Krieges treu zu unsern Missionen zu stehen, ja treuer noch als bisher. Nur so besteht Hoffnung, daß dieser Krieg vorübergehen wird, ohne an unserem so herrlich blühenden Missionswesen nicht wieder gut zumachende Schäden anzurichten, ohne allzu große Trümmersfelder zu hinterlassen.

Buntes Allerlei.

Von der Jagd.

Im Klub-Lokale saßen einige Jagd-Liebhaber und unterhielten sich über die Jagd. A.: „Was mich betrifft, so liebe ich nur die gefährliche Jagd. Nichts ist langweiliger, als das Erlegen von Hasen, Rebhühnern und dergleichen; man hat dabei nicht die geringste Aufregung!“ — B.: „Da erlauben Sie wohl, daß ich Sie zu einer Jagd bei mir einlade; erst kürzlich verwundete ich meinen Schwiegervater, schoß zwei meiner Bauern an und tötete drei meiner besten Hunde.“

Gleichheit im Amte.

Der Generaldirektor der Äschen Staatsbahn kam abends in N. an u. ließ sich im Wartesaal eine Tasse Kaffee geben. „Was kostet der Kaffee?“ frug der gewaltige Chef den bedienenden Kellner. „Zwanzig Pfennige“, war die Antwort. Das in der Nähe stehende Büffetmädchen dies hörend, winkte den Kellner heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Das ist ja der Herr Generaldirektor, der zahlt nur zehn Pfennige!“ Der Kellner etwas verduzt über diese Mitteilung, nimmt sich vor, die Sache auf der Stelle wieder gut zu machen, geht an den Tisch des Generaldirektors und schiebt von den aufgezählten 20 Pfennigen 10 Pfennig mit den Worten zurück: „Der Kaffee kostet bloß 10 Pfennig.“ Über diese im Sandumdrehen erfolgte Preisherabsetzung überrascht, richtet der Herr Generaldirektor an den Kellner die Frage: „Nun, was kostet denn eigentlich bei Ihnen der Kaffee? Vorhin nannten Sie mir 20 Pfennig und jetzt 10 Pfennig als den Preis.“ — „Ja“, antwortete der Kellner naiv, „Eisenbahner zahlen nur 10 Pfennig.“

Das Kartoffelschälen.

Bei einem preußischen Manöverbivak begrüßten die preußischen Soldaten ihren

„guten alten Herrn“, wie Friedrich Wilhelm III. genannt wurde, aufs zutraulichste. Vor einer Korporalschaft, die eifrig mit Kochen beschäftigt war, machte der König mit seinen Begleitern und Begleiterinnen Halt. „Wie perfekte Köchinnen schälen meine Soldaten die Kartoffeln“, sagte der König. „Habt ihr schon mal Kartoffeln geschält?“ fragte er seine beiden Enkelinnen Marie und Olga, die Töchter des Kaisers von Rußland. „Nein“, antworteten sie. — „Ihr wollt Hausfrauen werden und könnt nicht Kartoffeln schälen?“ sprach der König und lächelte. Sogleich wollten es die jungen Damen versuchen. Die Soldaten gaben ihnen ihre Messer. „Die gnädigen Fräulein müssen nicht so dick schälen!“ kritisierte dieser. Allmählich ging es besser. Rundherum standen die Prinzen und Fürsten, in der Mitte saß auf einem Feldstuhl der König, und die Prinzessinnen schälten tüchtig eine um die andere der Erdfrüchte.

Hofton.

Arzt: „Das Befinden unserer Herrschaften ist recht unbefriedigend; es ist sogar wahrscheinlich, daß ein Aufenthalt im Süden notwendig wird!“ — Kammerherr: „Aber, mein lieber Herr Doktor, wenn man von den höchsten Herrschaften spricht, sagt man doch: es ist höchst wahrscheinlich.“

Verschwendung.

Der kleine Samuel hat sich durch einen Fall am Kopfe verletzt und trug eine ganz anständige Beule davon. Eine Bäuerin gab der Mutter des Kleinen den Rat, einen Taler auf die betreffende Stelle zu drücken. „Sahrah“, sagte der alte Samuel, „Sarah, drück' ihm d'rauf e' Mark; — zu was die Verschwendung?!“

Das gute Mittel.

„Mein Lieber, wenn ich nur wüßte, wie ich meine Greti wieder fröhlich machte! Die ist immer so traurig!“ — „Ich glaube ein „n“ machte aller Traurigkeit ein Ende!“ — „Wie meinst Du das?“ — „Trauring!“

Die redliche Teilung.

Ein Offizier erzählt folgendes Vorkommnis: Im Ruhequartier. Ich ging gerade gemächlich die Dorfstraße entlang, als ich von meinem Hofe her ein lautes Gezer vernahm. Als ich hinging, sah ich einen Unteroffizier von mir damit beschäftigt, eine Gans zu schlachten, während zwei alte Knechte unter den heftigsten Gestikulationen auf ihn einredeten. Da sie in mir den Offizier erkannten, kamen sie gleich auf mich zugestürzt und beklagten sich in den lautesten Tönen, daß man ihnen ihre Gans weggenommen hätte. Der Unteroffizier erklärte freilich, der eigentliche Besitzer des Hofes sei überhaupt nicht da, und die beiden alten Leute seien höchstens Knechte, denen die Gans gewiß nicht gehöre. Wie dem auch war, ich verwante den Unteroffizier und ermahnte ihn, mit den „Eingeborenen“ etwas weniger grob zu verfahren, was er mir dann auch treu-

herzig versprach. — Auf dem Rückzug kam ich wieder über den Hof. Da sah ich in einer Ecke die beiden alten Knechte brummend damit beschäftigt, die Gans zu rupfen, daß nur so die Federn flogen, während der Unteroffizier auf einem umgekehrten Bottich saß und behaglich seine Pfeife schmauchend der Arbeit mit breitem Grinsen zusah. Als ich, fragend, was nun los sei, herantrat, antwortete er schmunzelnd: „Alles in bester Ordnung, Herr Leutnant! Wenn die schon meinen, daß Ihnen die Gans gehört hat, haben wir sie uns redlich geteilt. Sie bekommen die Federn und dürfen die Gans dafür rupfen. . . .“

Er heißt so.

Beim Regiment A war Besichtigung, zu welcher auch die sogenannte Vor-Instruktion gehört. Damit nun auf eine von dem vortragenden Vorgesetzten gestellte Frage nicht mehrere Leute zugleich antworten, hat dieser Vorgesetzte vor seiner Frage erst den Namen desjenigen Soldaten zu nennen, von welchem er die Antwort haben will. Bei der in Rede stehenden Vor-Instruktion entspann sich nun, nachdem schon mehrere Soldaten befragt waren und glatt geantwortet hatten, folgendes Gespräch. Leutnant, der die Offiziers-Auszeichnung noch nicht lange trug, und den Schalk zuweilen kitzelte, fragend: Der Musketier — Dahinten, wie werden die Vorgesetzten des Sol — — — Oberst (unterbrechend): Herr Leutnant, kennen Sie den Befehl nicht, daß die Leute vor der Frage erst mit den Namen genannt werden sollen? — Leutnant: Zu Befehl, Herr Oberst! — Oberst: Na also, dann bitte ich. — Leutnant: Der Musketier Dahinten, wie . . . Oberst dazwischenschaltend: Herr Leutnant, Sie können wohl nicht verstehen? Sie sollen die Leute erst beim Namen nennen! — Leutnant: Zu Befehl, Herr Oberst: Dann bitte ich sehr. — Leutnant (fortfahrend): Der Musketier Dahinten, wie . . . Oberst (wütend): Herr, können Sie, oder wollen Sie nicht hören? Ich muß mich wirklich . . . Der anwesende Kompanie-Chef dem Oberst ins Wort fallend: Herr Oberst werden entschuldigen, der gefragte Mann heißt wirklich „Dahinten“. Tableau! Das unterdrückte Lachen aller Anwesenden, dessen sich selbst der Oberst nicht enthalten konnte, machte der Vor-Instruktion ein jähes Ende.

Der überlistete Jude.

Ein Handwerksbursche reiste mit einem Juden nach Frankfurt und hatte nebst seinem Bündel einen schweren Mantel zu tragen. Als sie in das erste Wirtshaus kamen und die Beche bezahlen sollten, sagte der Handwerksbursche zu dem Juden: „Ach, ich habe kein Geld bei mir, und weiß mir jetzt nicht zu helfen, bis ich nach Frankfurt komme; leiht mir doch einen Taler, sobald wir dahin kommen, will ich ihn Euch wieder bezahlen. Indessen nehmt meinen Mantel dafür zum Pfand.“ Der

Jude borgte ihm einen Taler und nahm den Mantel zu sich. Da sie nun nach Frankfurt ans Tor kamen, zog der Handwerksbursche einen Taler aus seiner Tasche, gab ihn dem Juden und dankte, daß er ihm seinen Mantel so weit getragen habe. Das Geschehnis ist schon lange her.

Zu viel verlangt.

„Die Fleckseife, die Sie mir verkauft haben, hat nichts getaugt“, so sprach die Frau Frischmann zum Verkäufer. — „Nanu, die wird doch sehr gelobt.“ — Frau: „Meiner Tochter hat sie gar nichts geholfen; der Fleck ist geblieben, wie er war.“ — Verkäufer: „Was für ein Fleck ist es denn?“ — Frau: „Nu — e Leberfleck.“

Sein Merkmal.

Als Rossini in Paris die Leitung des italienischen Theaters innehatte, fuhr er jeden Morgen zur Probe. Mit dem Glockenschlag neun trat er aus der Tür seines Hauses und winkte den nächsten Fiaker zu sich heran. Das merkte sich einer der Droschkenfutcher und war immer zur rechten Zeit vor der Tür des Meisters, sah aber, sobald Rossini auf die Straße austrat, regelmäßig nach seiner Taschenuhr. Dann ging es in flottem Trabe nach dem Theater. Dieser Vorgang wiederholte sich täglich. Eines Tages konnte Rossini sich nicht mehr zurückhalten und fragte den Kutscher: „Mein Vieber, warum schauen Sie denn immer, sobald ich aus dem Hause austrete, auf Ihre Uhr?“ — „Herr Direktor verzeihen“, meinte schlau lächelnd der Kutscher, „aber ich will mich nur überzeugen, ob meine Uhr richtig geht!“

Rätsel.

Rätselsprung.

Von D. Hauser.

Wer		gen,			
sonst	lan	Ga	in	ger.	mals
	Sta	Um	nie	ng,	
ge	kein	Ver	nin	ist	still,
kein	Er	ub	Sei	Wem	Grü
	gan	ben	ent	wo	
spricht,	blieb	kennt	un	M.	lang,
gen,	Le	fü	nicht.	Weg	man
ist	es	Den	vom	er	Hans

Silbenversteckrätsel.

Von J. T. in Salzburg.

Lademeister, Ablühlung, Unentschlossenheit, Arglist, Forderung, Tunnel, Begnadigung, Wacholder. — Aus diesen Wörtern ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben in vorstehenden Wörtern der Reihe nach versteckt sind.

Zahlenquadrat.

3	4	5	6	7
8	9	10	11	12
13	14	15	16	17
18	19	20	21	22
23	24	25	26	27

Die Ziffern sind so zu ordnen, daß alle magischen, senkrechten und die beiden Querreihen 75 ergeben.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Magisches Quadrat.

Geld, Esau, Lamm, Duma.

Silben- und Umstellungs-Rätsel.

Bela	Abel
Adel	Lade
Leib	Blei
Siena	Asien
Ort	Tor
Eber	Rebe
Maro	Omar
Eins	sein

Albatros.

Umstellungs-Rätsel.

Gile mit Weile.

Richtige Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer sandten ein:

Firmin Kratky, Koop., Wien; Marie Unker, Untergoritschitz; Rud. Mannel, Rokitsnik; Franz Ricker, Lehrer, Raumberg; Anna Trampler, Wagstadt; **Luigia Grünseich**, Smichow; Anna Raschke, Lannwald; Marie Holasch, Arnau; **Georg Erker**, Oberlehrer Mitterdorf; Heinrich Kuczej, Pfarrer, Schafhar; Rudolf Ritschel, Schulleiter, Tramin; Emilie Krejcit, Köhrsdorf; Richard Friedrich, Pärchen; Josephine Salzer, Weipert; Karlmann Eigl, Eggen-dorf. P. Beda Bobitzer, Marienberg; **Franz Glöckner**, Kontrollor, Nemes; Franz Salomon, Neuland; J. Wirnsberger, Theolog, Salzburg; L. Reinhold, Eger; Marie Rant, Teplitz-Schönau; Ferd. Bliem, Student, Salzburg; Marie Springer, Kapitz; Johann Warburg, Wien; Agnes Loob, Wien; Amalia Willmayer, Tschachwitz; **Albin Wagner**, Katharinaberg; Jos. Joerg, Innsbruck; Marie Schneider, Offizialsgattin, Villach; Karola Gabriel, Bürgstein; Anna Kindl, Respizientensgattin, Plan; Hain Ludwig, Wimsbach; Wilhelm Höller, Gypositus, Oberlang; Franz Danler, Briefträger, Neustift, Stubei; Ferd. Coufal, Budweis; Wilh. Plhak, Dechant, Zwittau.

Richtige Auflösungen der Rätsel aus vorlehter Nummer sandten noch ein:

Margarethe Rauacher, Rengersdorf; L. Ober-guggenberger, Hermagor; Josef Tratnik, Prävali; Adalbert Ullmann, Dessen-dorf; Jos. Wirnsberger, Salzburg; Anton John, Postoffizial, Wien; Rudolf Rozisek, Königl. Weinberge; Marie Poll, Grafen-wörth; Florian Herzl, St. Joachimsthal; Ludw. Pirker, Straßburg; Heinrich Hubner, Kletten.

Nur echt mit unten stehender Schutzmarke.

Herbabin's Unterphosphorigsaurer

Kalk-Eisen-Sirup.

Seit 45 Jahren ärztlich erprobter und empfohlener Brustsirup. Wirkt schleimlösend, hustenstillend, appetitanregend. Befördert Verdauung und Ernährung und ist vorzüglich geeignet für Blut- und Knochenbildung, insbesondere bei schwächlichen Kindern.

Preis einer Flasche K 2.50, per Post 40 h mehr für Packung.

Auf der III. Internat. pharmazent. Ausstellung mit der großen goldenen Medaille prämiert.

Alleinige Erzeugung und Hauptversandstelle: Dr. HELLMANN's Apotheke „zur Barmherzigkeit“,
Wien, VII/I, Kaiserstrasse 73—75. (Herbabin's Nachfolger.) Postversand täglich.

Depots bei den Herren Apothekern in: Warnsdorf, Aicha, Arnau, Aufcha, Auffig, B.-Rammig, Bodenbach, Falkenau, Friedland, Gabel, Gablonz, Grottau, Haida, Krasau, Kreibitz, Leipa, Liebenau, Leitmeritz, Morchenstern, N.-Rochlitz, Niemes, Nirdorf, Prag, Preßnitz, Reichenberg, Rumburg, St. Georgenthal, Schluckenau, Smiric, Steinschönau, Tannwald, Tetschen, Turnau, Wernitzsch, Weipert.



Vor Nachahmung wird gewarnt.

Herbabin's

Aromatische Essenz

Seit 47 Jahren erprobte schmerzstillende und muskelfördernde Einreibung. Lindert und beseitigt schmerzhaft Zustände in den Gelenken und Muskeln, sowie auch nervöse Schmerzen. Ferner vorzüglich bewährt als belebendes u. stärkendes Mittel bei großen Anstrengungen.

Preis einer Flasche K 2.— per Post 40 h mehr für Packung.

Beste böhmische Bezugsquelle!

Billige Bettfedern!



S. Benisch

1 Kilo graue, gute, geschliffene, 2 K, bessere 2 K 40 h; prima halbweiße 2 K 80 h, weiße 4 K, weiße flaumige 5 K 10 h; 1 Kilo hochfeine, schneeweiße, geschliffene 6 K 40 h, 8 K; 1 Kilo Daunen (Flaum) graue 6 K, 7 K; weiße, feine 10 K; allerfeinster Brustflaum 12 K. Bei Abnahme von 5 Kilo an franto.

Fertig gefüllte Betten

aus dichtsädigem rotem, blauem, weißem oder gelbem Manting.

1 Tuchent, 180 cm lang, zirka 120 cm breit, mitsamt 2 Kopfstissen, jedes 80 cm lang, zirka 60 cm breit, gefüllt mit neuen, grauen, sehr dauerhaften, flaumigen Bettfedern 16 K, Halbdannen 20 K, Dannen 24 K. Einzelne Tuchente 10 K, 12 K, 14 K, 16 K. Kopfstissen 3 K, 3 K 50 h, 4 K. Tuchente 200 cm lang, 140 cm breit, 13 K, 14 K 70 h, 17 K 80 h, 21 K. Kopfstissen, 90 cm lang, 70 cm breit, 4 K 50 h, 5 K 20 h, 5 K 70 h. Untertuchente aus starkem, gestreiftem Gradl, 180 cm lang, 116 cm breit, 12 K 80 h, 14 K 80 h. — Versand gegen Nachnahme von 12 K an franto. Umtausch gestattet, für Nichtpassendes Geld retour.

S. Benisch in Deschenitz Nr. 34, (Böhmen).

Reichillustrierte Preisliste gratis und franto.

Anker-Thymol-Salbe

Bei leichten Verletzungen, offenen und Brandwunden
Dose K — .80.

Anker-Liniment. Capsici compos.

Ersatz für Anker-Pain-Expeller
Schmerzstillende Einreibung

bei Erkältungen, Rheumatismus, Gicht usw. Flasche K — .80, 1.40, 2.—.

Anker-Eisen-Albuminat-

Tinktur.

Bei Blutarmut und Bleichsucht. Flasche K 1.40.

Zu haben in den meisten Apotheken oder direkt zu beziehen von:
Dr. Richters Apotheke „Zum Goldenen Löwen“, Prag I,
Elisabethstraße 5.

Eine Kriegshilfe!

Bienenhonig



wird nach meinem Verfahren durch einfachste Selbstbereitung auf das vollkommenste nachgebildet. Hervorragende Anerkennungen! Selbstkostenpreis nur ca 5 h pro 1/2 Kilo. Verlangen Sie gegen Einsendung von 20 h in Marken für Porto nebst 1 Rezept, Probe für 2 Kilogramm.

Max Noa, Kgl. Span. Hoflieferant.
Bodenbach a. E. 61 h.

Gallensteine

(Magen-, Leberleiden). Sichere Heilung in kurzer Zeit. Keine Diät. Keine Verunsicherung. Viele Dankschreiben. Auf Wunsch Broschüre gegen Rückporto umsonst.

M. Wojacek,
München, Paul-Heysestraße 5

Schwerhörigkeit

Ohrenausen, Ohrenkatharrh, nicht angeborene Taubheit wird sicher geheilt durch

Otizinan.

Viele Dankschreiben! Preis per Flasche K 3.70 samt Spesen Broschüre gegen Rückporto gratis.

M. Wojacek, München
Paul-Heysestraße 5.

Jede Flechte,

auch veraltete Kopf- und Bartflechten, Hautausschläge, Jucken, Krätze wird durch mein kosmetisches natürliches Universal-Flechtenmittel in kurzer Zeit durch Auspinseln beseitigt. Viele Dankschreiben. Preis K 3.—.

Alleiniges Depot:
M. Wetter, Wien III., Rübeckg. 15

Infolge der fabelhaft ge-tiegenen Preise der Rohmaterialien sind wir gezwungen, den Preis für

Lysoform-Seife

um 20 Heller per Stück zu erhöhen!

Wir bitten höflichst vorzumerken, daß ein Stück Lysoform-Seife bis auf weiteres K 1.20 kostet.

Die Preise für Lysoform-Desinfektionsmittel bleiben vorderhand die alten, und zwar:

100 Gramm-Flasche K —.80	1 Kilo-Flasche . . K 4.60
250 „ „ K 1.60	2 1/2 „ Kanne . . K 10.—
500 „ „ K 2.80	4 1/2 „ „ . . K 16.—

Wie lange wir diese noch niemals erhöhten Preise werden halten können, ist unabsehbar. Jedenfalls empfehlen wir unseren geehrten Abnehmern, ihren Bedarf für einige Zeit zu decken.

Lysoform-Werke, Ujpest.